
n e t z T E X T E

von

Dieter Hellfeuer

versalia.de

Inhalt

Redemption Songs	1
Mortens Berechnung	15
Die Gitarre	23
MÃ¤xander	26
Zwischen den Jahren	27
Ein Nachtlied	29
FÃ¼nf Bierdeckelgeschichten	30
Rot	32
Vierspur	33
Spiegel im Spiegel	49
Der Weg ist das Ziel (People who have Problems)	52
Der Roman	54

Redemption Songs

Emancipate yourself from mental slavery
None but ourselves can free our minds
Bob Marley

Der Kirschbaum

Das Wecksignal. Kurze, abgehackte TÄ¶ne, tack, tack, tack. Der Blick durch den Spalt der VorhÄ¤nge. Ein Blau, ein tiefes Blau. Der Gang in die KÄ½che. Der Griff zum Wasserkocher, dem Kaffeefilter, der Kaffeebechse. Das Mahlen der elektrischen MÄ½hle. Der Blick durch das Fenster auf den Spielplatz. Das Blubbern des Wassers, das Klappern des Geschirrs. Filter auf die Kanne, das Kaffeemehl einschÄ½tten, Wasser drÄ½ber. Kalenderblatt abreiÄ½en und in den Abfalleimer schmeiÄ½en. KÄ½hlschrank auf, KÄ½hlschrank zu. Kaffee, Zucker und Milch in eine Tasse, umrÄ½hren. KÄ½hlschrank auf, KÄ½hlschrank zu. Tasse anheben, vorsichtig. Das Patschen der nackten FÄ½Ä½e auf den Dielen. Das Zuschlagen der ZimmertÄ½r. Das Knarren des Bettes. Zwanzig AblÄ¤ufe insgesamt, genau zwanzig.

Eigentlich weiÄ½ ich gar nicht, warum ich das alles mitzÄ¤hle. Vielleicht, weil ich irgendwann aufgehÄ¶rt habe, diese Tage zu zÄ¤hlen. Anfangs hatte ich mir ja sogar Kringel gemacht im Kalender, fÄ½r jeden einzelnen dieser Tage. Aber anfangs hatte ich auch das Liegenbleiben noch genossen. Und wenn unten im Treppenhaus das Scheppern in den BriefkÄ¤sten zu hÄ¶ren war, hatte ich mir den Morgenmantel Ä½bergestreift und war eilig heruntergelaufen. Inzwischen Ä¶ffne ich den Briefkasten nur noch, wenn ich einkaufen gehe. Das Warten auf das Scheppern erscheint mir lÄ¤ngst so sinnlos wie der Blick durch das Fenster auf dieses verdammte Blau.

Ich ziehe den Vorhang auf. Der FrÄ½hling kÄ½ndigt sich an. Der junge Kirschbaum unter meinem Fenster trÄ¤gt die ersten BlÄ½ten. Wie schÄ¶n das aussieht. In dem Backsteinblock gegenÄ½ber geht ein Fenster auf. Ich trete zur Seite und beobachte die Frau, die eine Bettdecke zum LÄ½ften heraushÄ¤ngt. Seit kurzem erst macht sie das. Fast kommt es mir vor, als ob sie das mit Absicht macht. Als ob sie mich damit von meinem eigenen Fenster vertreiben will. Dabei habe ich ihr doch gar nichts getan. Sie ist vielleicht Ende vierzig, kurze, leuchtend rot gefÄ¤rbte Haare. Selbst auf diese Entfernung hin meine ich die Falten um ihre Mundwinkel zu erkennen. Neulich im Supermarkt, da bin ich ihr begegnet. Am frÄ½hen Nachmittag war das, wenn am wenigsten los ist vor den Kassen. Wir sind stumm aneinander vorbeigegangen. Richtig peinlich fand ich das.

Der Rest des Kaffees ist kalt geworden. Ich stelle die Tasse zurÄ½ck auf den Nachttisch und mache ein paar gymnastische Äœbungen. Der Arzt sagte, das wÄ¤re das Beste gegen meine Verspannungen. Die Dielen knarren. Ich nehme die Kraft aus meinen Bewegungen. Mich Ä¤rgert die Vorstellung, der Nachbar unter mir kÄ¶nnte mich hÄ¶ren, die Vorstellung, er hÄ¶rt mein Schnaufen wÄ¤hrend der LiegestÄ½tze und Kniebeugen. Wenigstens lÄ¤uft sein Fernseher noch nicht, dieser verdammte Fernseher.

Gestern Abend zum Beispiel. Bumm, bumm, bumm, diese BÄ¤sse kÄ¶nnen einen verrÄ½ckt machen. Und dann noch dieses englische Gequatsche. Ich war kurz davor herunterzugehen und ihm die Meinung zu sagen. Aber was willst du sagen. Eigentlich kann er ja auch nichts fÄ½r die dÄ½nnen WÄ¤nde und Decken. Angst, nein Angst vor ihm hÄ¶tte ich nicht. Ich vermute, dass er eher ein schmÄ¤chtiger Typ ist. Er hat so eine dÄ½inne Stimme, und manchmal hÄ¶re ich ihn stundenlang summen. Gesehen habe ich ihn noch nicht. Er wohnt noch nicht lange hier, ein Jahr vielleicht.

So, genug mit den Äœbungen.

Die Dusche mÄ½sste wieder geputzt werden. Dabei hatte ich das erst letzte Woche erledigt. Erstaunlich, wie schnell sich diese hÄ¤sslichen RÄ¤nder bilden. FrÄ½her, da lieÄ½ sich das gar nicht vermeiden. Der Staub in der Druckerei war derart fein gewesen, der war selbst durch die UnterwÄ¤sche gedrungen. Aber jetzt? Wo kommt der ganze Schmutz jetzt eigentlich her?

Äœber mir geht die ToilettenspÄ½lung. Ist schon komisch, wenn man sich gerade duschen will, und direkt Ä½ber einem wischt sich jemand den Hintern ab. Noch dazu diese alte Frau, deren Gehhilfe

unten den halben Hausflur blockiert. Dabei habe ich nichts gegen Behinderte. Seit ich diese Allergie habe, gehÄ¶re ich ja wohl auch schon dazu. Jedenfalls hat der Sachbearbeiter im Arbeitsamt so getan, als er meine Daten in den Computer eingab. Warum aber muss eine gehbehinderte alte Frau ausgerechnet im dritten Stock wohnen?

Ich versuche, die SchmutzrÄ¶nder im Duschbecken mit einem Schwamm wegzubekommen. Chemie darf ich ja nicht mehr, wegen der Allergie. Durch das auf Kipp gestellte Fenster dringt Kindergeschrei, dazu eine schrille Frauenstimme. Ich weiÃ gar nicht, was von beiden mich mehr nervt. Neben mir wohnt auch so eine Familie. Der Wickeltisch natÄrliech direkt an meinem Schlafzimmer. Und dann die Streitereien. Der Mann ist ja meistens nicht da. LKW fÄ¶hrt er, glaube ich. Aber wenn er da ist, dann geht es rund. Einmal habe ich sogar mit der Faust gegen die Wand gehÄ¶mmert. Das war, als das Baby und der Mann gleichzeitig herumbrÄllten. Nachher tat es mir Leid. Wenn ich mir vorstelle, zu dritt in diesen zwei Zimmern, meine GÄste. Aber dieses GeplÄ¶rre rund um die Uhr kann einem wirklich wÄtend machen. In den letzten Tagen ist es allerdings auffallend still geworden. Vielleicht sind sie ja weggezogen. Das wÄre endlich mal eine Neuigkeit. Ich wÄrde mir glatt eine Flasche Sekt leisten auf diese Neuigkeit.

So, das Becken ist wieder einigermaÃen sauber. T-Shirt und Slip runter, Brause an, Shampoo in die Haare, vier AblÄ¶ufe.

Das heiÃe Wasser tut gut. Und wie das Sonnenlicht in dem Wasserstrahl glitzert. Griechenland fÄ¶llt mir ein, wegen der KrÄ¶uter in dem Shampoo wahrscheinlich. Vielleicht sollte ich heute schon einkaufen gehen. Obwohl, eigentlich ist das ja erst morgen an der Reihe. Ich habe da so meine Prinzipien. Nun gut, ab und zu drÄcke ich natÄrliech schon ein Auge zu. Also einkaufen. Und danach fÄr eine Stunde in den Park. Bei dem schÄ¶nen Wetter kÄ¶nnte ich auch erstmals die Jeansjacke aus dem Schrank holen. Gibt einem doch gleich ein ganz anderes LebensgefÄhl, so eine Jeansjacke. Fast wie damals in Griechenland.

Diese Kinder. Jetzt reicht es wirklich. Ich schlieÃe das Fenster, trotz der feuchten WÄnde. Bevor ich einkaufen gehe, werde ich das Fenster eben extra weit aufmachen. In der Jeansjacke finde ich einen Einkaufszettel vom letzten Oktober. Ich stelle fest, dass ich ihn auch heute hÄtte schreiben kÄ¶nnen, ganz genau so. Wie praktisch.

Im Treppenhaus ist alles still. Ich warte noch etwas, dann drÄcke ich die Klinke herunter. Auf dem FuÃabtreter gegenÃber liegt eine Zeitschrift, aber die lag da schon Anfang der Woche. Der junge Mann, der dort wohnt, hat irgend was mit Theater zu tun. So ein KÄnstler halt. Er lÄsst sich meistens nur Ãber das Wochenende blicken. Trotzdem, schnell jetzt, womÄ¶glich geht noch irgendwo anders eine TÄr auf. Um diese Zeit wÄre mir das unangenehm. FrÄher bin ich immer um Punkt sieben aus der TÄr. Meine Nachbarn konnten ihre Uhr danach stellen.

Briefkasten auf, Briefkasten zu. Nichts, bis auf einen Werbezettel vom Pizzaservice. Ich falte ihn sorgfÄltig zusammen und stecke ihn ein. Neben der Gehhilfe der alten Frau liegt noch ein ganzer Haufen davon. Was fÄr eine Verschwendung.

Das Wetter ist noch milder, als ich gedacht habe. Ich gehe zu dem Kirschbaum und sehe mir die jungen BlÄten an. SchÄ¶n, wirklich schÄ¶n. Vielleicht sollte ich heute Abend einen der Zweige abbrechen und mit nach oben nehmen. Mir fÄ¶llt ein, dass ich vergessen habe, das Fenster im Badezimmer aufzumachen. Wie Ärgerlich. Ich Äberlege, noch einmal hochzugehen, aber das Risiko ist mir dann doch zu groÃ. Wirklich Ärgerlich.

Hinter meinem RÄcken hÄ¶re ich das Zufallen einer HaustÄr. Das GerÄ¶usch kommt von der anderen StraÃenseite. Ich drehe mich um. Die Frau mit den roten Haaren steht vor dem Hauseingang. Sie schiebt ein Fahrrad den Bordstein hinunter und radelt mit gesenktem Blick an mir vorbei. Und ich, ich habe sofort wieder dieses komische GefÄhl.

Oh ja, ich kenne dieses GefÄhl. Und ich mag es nicht. Nein, ich mag es nicht, dieses GefÄhl, unsichtbar zu sein. Und deswegen wÄrde ich mir wÄnschen, tatsÄchlich unsichtbar zu sein. Unsichtbar wie diese Tage, die vergehen, einfach so vergehen. Die sich bereits am Morgen aufzulÄ¶sen beginnen, ohne eine Spur zu hinterlassen. Nicht einmal heute, an meinem Geburtstag.

Der Schleier

Dr. Burhan weist lächelnd auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch. Unter dem Kittel trägt er ein sandfarbenes Nylonhemd. Oben an der Knopfleiste ist ein Fleck, Kaffee wahrscheinlich.

»Nehmen Sie bitte Platz. Wie geht es Ihnen heute?«

»Gut«, sage ich.

Ich zupfe ein Haar von meiner Bluse, schlage die Beine übereinander und versuche entspannt zu wirken. Die letzten Tage ging es mir tatsächlich wieder besser, viel besser als vor zwei Wochen, als ich zuletzt bei ihm war und wir diese Untersuchungen machten. Das Fahrradfahren eben fand ich zwar anstrengend, aber ich denke, ich bin es einfach noch nicht wieder gewohnt. Und bei dem schönen Wetter heute hatte ich keine Lust, den Bus zu nehmen.

Dr. Burhan schlägt meine Patientenmappe auf. Seine Augen wirken konzentriert, während er umblättert. Hinter seinem Schreibtisch hängen in Holzleisten gerahmte Bilder, steinige, karge Kästenlandschaften vor einem tiefblauen Meer. Einmal, als ich hier länger auf ihn warten musste, war ich aufgestanden und hatte die Bilder aus der Nähe betrachtet. Sie sind unverglast und man kann die Pinselstruktur erkennen.

»Die Laborergebnisse sind inzwischen eingetroffen«, sagt Dr. Burhan.

Er faltet die Hände ineinander und sieht mich mit seinen dunklen Augen an. Die Konzentration darin ist wieder jener lächelnden Milde gewichen, die mir bereits bei unserer ersten Begegnung so gefallen hatte, und wegen der ich ihn seitdem zu meinem Hausarzt gemacht habe.

»Ihre Cholesterin- und Leberwerte sind zwar leicht erhöht, aber das bekommen wir mit ein wenig mehr Sport und gesunder Ernährung schon in den Griff. Rauchen Sie weiterhin?«

»Ich habe versucht es einzuschränken, aber wenn tagsüber im Büro viel los war, dann «

»Und wie sieht es mit Alkohol aus?«

»Abends trinke ich gerne mal ein Glas Wein.«

Die Frage hatte er mir schon vor zwei Wochen gestellt. Ich betrachte verlegen meine Hände, bevor ich wieder den Kopf hebe.

»Aber daran kann es doch nicht liegen, dass ich mich in letzter Zeit so matt und kraftlos fühle, oder?«

»Gegen ein Glas Wein ist im Prinzip nichts einzuwenden, trotzdem wäre es mir als Ihr Arzt schon lieber, wenn das nicht zur Gewohnheit wird. Aber ich denke, Sie passen da schon auf.«

Dr. Burhan räuspert sich. Er blickt mich über seine gefalteten Hände hinweg an. Das Milde weicht für einen winzigen Moment aus seinen Augen, um sofort wieder zurückzukehren.

»Sie leben allein?«

»Ja«, sage ich. »Mein Sohn ist vor einem Jahr nach Berlin gezogen. Er studiert dort.«

»Was studiert er denn?«

»Archäologie.« Ich lächele. »Thomas sagt immer, wenn er fertig ist, macht er mich zu seiner Assistentin. Ich reise so gerne, wissen Sie. Leider finde ich kaum die Zeit dafür.«

»Eine schöne Idee«, sagt Dr. Burhan und erwidert mein Lächeln.

Schweigen. Ich betrachtete wieder die gerahmten Kästenlandschaften.

Dr. Burhan schiebt die Mappe ein Stück weit zu sich. Die Augen senken sich auf meine aufgeschlagene Patientenmappe.

»Es tut mir Leid, Ihnen das sagen zu müssen, aber Sie sind HIV positiv.«

Franziska telefoniert, als ich das Büro betrete. Sie wirft mir ein Kopfnicken zu. Aus den Gesprächssetzen höre ich heraus, dass sie es mit dem Sozialamt zu tun hat.

Ich hänge meine Jacke an die Garderobe und setze mich an den Schreibtisch. Alles liegt noch so da, wie ich es gestern hinterlassen habe. Nur auf der Tastatur des Telefons kleben zwei gelbe Zettelchen mit Franziskas Handschrift.

Durch das Fenster sehe ich, wie auf der Straße gegenüber eine Frau einen Kinderwagen vor sich her schiebt. Sie wird flankiert von zwei kleinen Mädchen, die aussiehen wie Zwillinge. Die Haare der Mädchen sind zu Zöpfen geflochten, das Haar der Mutter ist verschleiert.

In Tunesien waren nahezu alle Frauen verschleiert gewesen, die Körper in schwarze Gewänder gehüllt. Ich weiß noch, wie malerisch das aussah, wenn diese Frauen in dem warmen Novemberlicht an den sandsteinfarbenen Mauern entlanggingen. Franziska hatte sich aufgeregt, als ich ihr das erzählte. Sie sieht in diesen Gewändern und den Schleier ein Symbol der Unterdrückung. Ich sehe

beides auch als Schutz an.

»Wie war es beim Arzt«, fragt Franziska, nachdem sie den HÄrer aufgelegt hat.

Ich nehme die gelben Zettelchen von der Tastatur und lege sie vor mich hin auf die Schreibunterlage.

»Er hat mir etwas gegen meine MÄdigkeit verschrieben«, sage ich. »Außerdem soll ich ein wenig mehr Sport treiben.«

»Aha. Kann ich das Rezept vielleicht mal sehen?«

Franziska ist aufgestanden und kommt mit schweren Schritten zu mir an den Schreibtisch. Ihr hochgewachsener, massiger KÄrper wirkt bedrohlich, als sie sich neben mich stellt, die Arme abwartend unter der Brust verschrÄckt. Als ob sie meine Mutter wÄre. Ihr ungepflegter Pony hÄngt ihr in die Augen.

Ich krame eines der Rezepte aus meinem Rucksack und reiche es ihr. Franziska studierte es mit skeptischer Miene.

»Nichts gegen deinen Dr. Burhan, aber du solltest wirklich mal einen HomÄopathen aufsuchen. Der wÄrde dir diesen chemischen Mist hier jedenfalls nicht verschreiben.«

Sie gibt mir das Rezept zurÄck und schaut auf ihre Armbanduhr. »Kommst du mit zum Griechen?

Bei dem schÄhen Wetter ist mir nach was SÄndlÄndischem.«

»Nein«, sage ich. »Ich bin nicht hungrig.«

Tunesien. Wie hatte ich die zwei Wochen genossen, damals. Knapp anderthalb Jahre ist das her. Die Hotelanlage war nichts Besonderes, aber sie lag direkt am Meer, eine Stunde mit dem Bus von Tunis entfernt. Unsere Gruppe hatte aus zwanzig Touristen bestanden, Äberwiegen Frauen meines Alters. Die erste Woche hatten wir viel gemeinsam unternommen. Wir besuchten die SehenswÄrdigkeiten in den Orten ringsum und tauschten abends beim Wein gegenseitig die Ansichtskarten und die Souvenirs aus. In der zweiten Woche konnten wir dann die Tage selbst gestalten.

Hinter Franziskas Schreibtisch hÄngt seit Jahren schon dieses Safer-Sex-Plakat, bunte Kondomkringel mit Smiley-Gesichtern und darunter die Aufforderung »Machs mit!«. In unserem BÄro hÄngten viele solcher Plakate. Gegen Drogen, gegen Gewalt, gegen Ausländerfeindlichkeit. Alle gegen etwas, nur dieses Plakat nicht, wie mir erstmals auffÄllt.

Kadel hatte ich in einem CafÄ in Dougga kennen gelernt, einem grÄÄYeren Ort, den wir in der ersten Woche bereits als Gruppe besucht hatten. Ich war noch einmal bei den rÄmisichen Ruinen gewesen und hatte einige Skizzen davon gemacht. Ich betrachtete sie gerade, als er mich ansprach. Er deutete auf den Skizzenblock auf meinem SchoÄY und fragte mich auf Deutsch, ob ich KÄnstlerin sei. Ich hatte gelacht und gesagt, nein, aber das Lachen genÄgte ihm schon als Aufforderung, sich zu mir an den Tisch zu setzen. Kadel war vielleicht Anfang zwanzig, ein hÄbscher Junge mit groÄYen, fast schwarzen Augen und feingliedrigen HÄnden. Und mir war klar, dass ich nicht die erste Touristin war, zu der er sich setzte.

Ich wÄhle die erste der beiden Nummern, die mir Franziska auf die Zettel notiert hat. Ich kenne die Nummer auswendig, sie gehÄrt zum Verkehrsverbund, einer unserer Klienten wurde wohl wieder beim Schwarzfahren erwischt. Nach dem Rufzeichen meldet sich ein Anrufbeantworter. Ich lege den HÄrer wieder auf. Franziska wird frÄhestens in einer halben Stunde von ihrem Mittagstisch zurÄckkehren. Ich gehe zum Fenster und Äffne es. Mit einem Schlag ist die Stille des BÄros von VerkehrslÄrm erfÄllt. Ich setze mich auf die Fensterbank und zÄnde mir eine Zigarette an.

WeiÄYe, kalkverputzte WÄnde, die Zimmerdecke aus grauem Stein, eine nackte GlÄhbirne, ein tiefblauer Abendhimmel, dessen Licht wie ein Schleier durch das Fenster fÄllt, begleitet von dem Klangteppich Nordafrikas, laut und fremd und schÄn. Noch immer fÄhle ich die warme, glatte Haut unter meinen HÄnden, spÄre ich die Liebkosungen, rieche ich den SchweiÄY, hÄre ich das StÄhnen, wÄhrend ich in diesem Bett liege, diesem viel zu weichen Bett, in dem mein KÄrper zu versinken scheint.

Machs mit! Ich lache, laut und spitz, so unendlich albern kommt mir plÄtzlich dieses Plakat hinter Franziskas Schreibtisch vor.

Als ich mit Kadel das Hotel verlasse, gehen wir noch ein wenig am Hafen spazieren. Er hÄgt meine Hand und erzÄhlt mir, dass er im nÄchsten Jahr nach Deutschland kommen und ein Studium anfangen will. Er drÄngt mich, ihm meine Adresse aufzuschreiben. Endlich gebe ich seinem DrÄngen nach. Und tatsÄchlich, anschlieÄYend fÄllt es mir nicht mehr so schwer, ihm das Geld zu geben. Dieser Zettel

mit meiner Adresse vermittelt mir die Illusion, mehr fÃ¼r ihn gewesen zu sein als eine Frau, die sich Sex mit einem hÃ¼bschen Jungen gekauft hat, einem Jungen, der ihr Sohn sein kÃ¶nnte. Er winkt ein Taxi heran, wir verabschieden uns mit einem Kuss. Noch wÃ¤hrend ich einsteige, ist er verschwunden. LÃ¤ngst hatte ich seinen Namen vergessen. Kadel.

Eine Fahrradklingel schreckt mich auf. Ich blicke zur Seite und sehe, wie ein Fahrradfahrer mitten auf der StraÃŸe mit einem Mann zusammenprallt. Beide fallen zu Boden, eine PlastiktÃ¼te schlittert auf die StraÃŸe. Der Mann rappelt sich auf und steht eine Weile wie benommen da. Er trÃ¤gt eine Jeansjacke, er kommt mir bekannt vor. Als er sich ein wenig in meine Richtung dreht, erkenne ich ihn. Es ist einer meiner Nachbarn vom Haus gegenÃ¼ber, ein kleiner, schmÃ¤chlicher Mann etwa in meinem Alter. Heute morgen erst bin ich ihm begegnet. Er stand unter einem Kirschbaum und betrachtete die BlÃ¼ten. Als ich ihn da so stehen sah, war ich mir sicher, dass er weinte. Einen Moment lang hatte ich Ã¼berlegt, ihn anzusprechen, aber ich glaube, es wÃ¤re ihm peinlich gewesen. »Kannst du nicht aufpassen«, brÃ¼llt der Fahrradfahrer. Er umklammert mit schmerzverzerrtem Gesicht seinen Ellenbogen.

»Es tut mir Leid«, ruft mein Nachbar, »es tut mir Leid.« Er bÃ¼ckt sich nach der PlastiktÃ¼te. Als er sie anhebt, lÃ¤uft etwas FlÃ¼ssiges heraus. Eilig geht er auf die andere StraÃŸenseite, wo er hinter den geparkten Autos verschwindet.

»Besoffener Penner«, ruft ihm der Fahrradfahrer hinterher.

Ich drÃ¼cke die Zigarette aus und schlieÃŸe das Fenster. Ich setze mich zurÃ¼ck an den Schreibtisch und greife nach dem zweiten Zettel.

Nach dem Rufzeichen meldet sich einer der Hausverwalter von der stÃ¤dtischen Wohnungsbaugesellschaft. Er sagt mir, dass heute morgen einer der von mir betreuten Jungerwachsenen tot in seiner Wohnung aufgefunden wurde. Er sagt mir, dass sich deswegen noch die Polizei bei uns melden wird.

»Wegen der FormalitÃ¤ten.«

Ich kritzle den Umriss einer antiken Ruine auf das Zettelchen, wÃ¤hrend ich ihm weiter zuhÃ¶re. Kai war einundzwanzig und Junkie. Als er vor drei Monaten in die Wohnung einzog, war ich persÃ¶nlich dabei. Wir hatten uns in die KÃ¼che gesetzt und er sagte, dass er alle WÃ¤nde blau streichen wollte, tiefblau, so wie das Meer, sagte er. Ich mochte ihn, obwohl ich wusste, dass er sein Geld noch immer als Stricher verdiente. Ich hatte ihn mehrmals ermahnt, es nie ohne Kondom zu machen, so wie ich mit den gleichen Worten Thomas ermahnt habe, als er noch bei mir wohnte. Die Vorstellung, Thomas kÃ¶nnte AIDS bekommen, ist fÃ¼r mich unertrÃ¤glich.

»Auf Wiedersehen«, sagt der Hausverwalter.

Ich lege auf. Hinter der BÃ¼rotÃ¼re ich Schritte nÃ¤her kommen.

»War was?«, fragt Franziska. Sie fragt das, ohne mich anzusehen, ohne die TrÃ¤nen zu bemerken, die sich wie ein Schleier Ã¼ber meine Augen gelegt haben.

»Nein«, sage ich.

Ich werfe die Zettel in den Papierkorb. Er mÃ¼sstet mal wieder geleert werden.

Das Foto

Ich schrecke hoch, Ã¶ffne die Augen. Durch das Fenster fÃ¤llt Sonnenlicht auf das Bett. Die Wanduhr zeigt auf kurz vor drei. Ich muss tatsÃ¤chlich eingenickt sein. Dabei versuche ich, den Tagesschlaf zu vermeiden, er raubt mir den eigentlichen Schlaf. Und ich fÃ¼rchte mich oft, wenn ich nachts wach liege und die Stille in dem Haus hÃ¶re.

Neben dem Bett liegt die Werbezeitung, die mir Nikolas mit dem Essen nach oben gebracht hat. Ich bÃ¼cke mich nach der Zeitung und gehe in die KÃ¼che. Die Beine tun mir heute wieder weh, aber ich habe mich an diese Schmerzen gewÃ¶hnt. Trotzdem wÃ¼nschte ich mir jetzt, ein wenig spazieren gehen zu kÃ¶nnen bei diesem herrlichen Wetter. Aber diese vielen Treppen. Zehn Jahre lang haben sie mir nichts ausgemacht, die Treppen, seit ich nach dem Tod meiner Mutter hierher gezogen bin.

Ich stelle Teewasser auf und setze mich an den KÃ¼chentisch. Vom Spielplatz dringt Kinderlachen hoch. Ich drehe mich zum Fenster und blicke hinunter. Ein kleines MÃ¤dchen hockt in dem Sandkasten und ruft etwas zu einem Ã¶lteren MÃ¤dchen hinÃ¼ber, das auf der Holzbank Platz genommen hat. Trotz

des Altersunterschieds sieht man, dass sie Schwestern sind. Beide haben diese großen, traurigen Augen von Zigeunerkindern. Das ältere Mädchen trägt ein häbsches, knielanges Kleid mit kariertem Muster, so wie man es zu meiner Zeit getragen hat.

Der Teekessel fließt. Lächelnd gehe ich zum Herd. Es ist schön, Kinder in der Nachbarschaft zu wissen. Ich selbst habe keine Kinder. Ich habe auch nie etwas mit einem Mann gehabt, ich habe es nie vermisst.

In der Zeitung ist eine ganze Seite mit Werbung vom Supermarkt. Ich setze die Lesebrille auf. Erdbeeren werden angeboten. Jetzt schon, dabei haben wir noch nicht einmal Mai. Ich überlege, ob ich Nikolas anrufen und ihn bitten soll, dass er mir morgen eine Schale davon mitbringt. Ich würde uns dann damit einen Kuchen backen oder einen leckeren Kompott machen. Nikolas würde beides sicher auch schmecken. Er ist ein netter Junge. Ich mag ihn, auch wenn wir uns heute Mittag gestritten haben.

Oh ja, dieser Streit. Ich weiß nicht, warum sich die jungen Leute so sehr für den Krieg interessieren. Warum sie all diese Fragen darüber stellen müssen. Ich war kaum zwei Jahre alt, als der Krieg aufbrach, an was soll ich mich da erinnern. Nikolas sagte, dass er und ein paar andere Zivildienstleistende nächsten Woche an einer Demonstration teilnehmen werden. Und er schlug vor, dass auch ich daran teilnehmen sollte. Er würde sich um mich kümmern, versprach er. Als ich ihm daraufhin sagte, dass ich von dem Krieg und den Nazis nichts mehr wissen will, wurde er richtiggehend wütend.

»Gerade Sie!«, sagte er.

Ich habe ihn daraufhin gebeten zu gehen. Kaum war er aus der Tür, tat es mir Leid. Aber Nikolas ist nicht nachtragend, ein wenig aufbrausend vielleicht, aber nicht nachtragend. Ein wirklich netter Junge, der sich für mich mehr Zeit nimmt, als er eigentlich muss. Das weiß ich von dem Mann im Sozialamt, der mir Nikolas vermittelt hat, als ich den Antrag für die Gehhilfe stellte.

Seit einem viertel Jahr bringt Nikolas mir jetzt schon mein Mittagessen und ein paar Einkäufe hinauf. Anfangs ist er danach gleich gegangen, aber dann fingen wir an zu erzählen, er von seinem Hobby als Fotograf, ich von den Jahren, als das Leben hier wieder normal wurde. Viel habe ich ja nicht zu erzählen. Ich habe gleich nach der Schule angefangen, in der Fabrik zu arbeiten, später habe ich mich auch noch um meine Mutter kümmern müssen. Ich hatte ihm einmal Fotos aus meiner Kindheit gezeigt, auf einem davon war ich noch ein Säugling, der von seiner Mutter im Arm gehalten wurde. Im Hintergrund war mein Vater zu sehen. Die Augen unter seiner Schirmmütze blickten zugleich stolz und streng.

»Ihr Vater war in der SS?«

Nikolas hatte dabei auf den Totenkopf auf der Schirmmütze gezeigt. Er wollte daraufhin noch mehr Fotos von meinem Vater sehen, aber es gab keine mehr. Nur einige wenige, ältere Aufnahmen, die ihn als jungen Mann in Zivilkleidung zeigten. Nikolas interessierten diese anderen Fotos nicht.

Ich stelle den Tee auf ein Tablett und gehe in das Wohnzimmer. Als ich mich an den Tisch setze, höre ich in der Wohnung unter mir ein lautes, dumpfes Geräusch, so als ob etwas Schweres umgefallen ist.

»Es tut mir Leid«, höre ich meinen Nachbarn rufen. Es klingt fast wie ein Schrei. Und wieder: »Es tut mir Leid.«

Ich spüre, wie plötzlich wieder diese furchtbare Angst in mir aufsteigt. Ich kenne diese Angst, ich erlebe sie nur sehr selten und meistens dann, wenn ich mich sehr erschrecke. Aber sie ist jedes Mal mehr als ein Erschrecken, viel mehr. Ich lehne mich zurück, schließe die Augen und versuche ruhig zu atmen. Wieder dieses Poltern. Ich presse die Hände an die Ohren. Ich fürchte mich auf einmal so unendlich hilflos, so hilflos, dass ich schreien möchte, und plötzlich höre ich mich schreien.

»Aufhören«, schreie ich, »bitte, bitte aufhören.«

Als ich die Hände von den Ohren nehme, ist alles ruhig. Ich sitze erschöpft auf dem Sofa und spüre, wie mein Herz rast, wie es das Blut schmerzend in meine Beine pumpt. Eben, als ich die Augen geschlossen hatte, war da für einen winzigen Moment ein Bild, eine Art Foto gewesen. Und jetzt erinnere ich, dass es das gleiche Bild war wie vorhin, als ich aus dem kurzen Schlaf hochschreckte, und dass ich dieses Bild schon unzählige Male gesehen habe in meinen Träumen.

Da ist dieser Mann, der einem Mädchen einen Strick reicht. Das Kleid des Mädchens ist zerrissen und an ihren nackten Beinen läuft Blut herunter.

Mein Vater sei im Krieg gefallen, hat mir meine Mutter erzählt. Und meine Schwester sei am gleichen Tag bei einem Tieffliegerangriff gestorben. Mehr als diese beiden Sätze hat sie mir nie von deren beider Tod erzählt. Ja, es gab nicht einmal ein Grab, das wir besuchen konnten.

»Weil Krieg war«, sagte sie einmal, als wir der Beerdigung meiner Großtante beiwohnten. Ich war damals noch ein Kind, und als ich zu weinen anfing, schlug sie mich.

»Herr endlich auf mit diesen Fragen. Es ist vorbei, Herrst du!«

Ich gehe zum Wohnzimmerschrank und hole das Fotoalbum heraus.

Auf dem letzten Foto, das ich von meiner Schwester habe, trägt sie die Uniform des Jungmannsdelbundes. Sie steht mit dieser Uniform vor dem Eingang unseres Mietshauses in Berlin und blinzelt kokett in die Sonne, es ist ihr dreizehnter Geburtstag. Und während ich das Foto betrachtet, sehe ich wieder diesen Mann mit dem Strick. Jetzt erkenne ich, dass auch er Uniform trägt, dass dieser Mann mein Vater ist, und dass dieses Mädchen, dem er den Strick reicht, meine Schwester ist. Und plötzlich fängt dieses Foto an sich zu bewegen, und ich sehe, wie meine Schwester den Strick nimmt und mit ihrem blutverschmierten, zerfetzten Kleid aus dem Zimmer geht, wie mein Vater nachher kommt, wie er leise sagt »Es muss sein«, aber das sagt er nicht zu mir, nein, sondern zu meiner Mutter, auf deren Schoß ich sitze, und die Kraft ihrer Arme scheint mich zu erdrücken. Dann sehe ich, wie mein Vater seine Uniformjacke zuknüpft und die Schirmmütze aufsetzt, wie er salutiert und sagt, »Wir haben unsere Ehre verloren«, und als er die Wohnungstür öffnet sind da diese lauten, fremdartig klingenden Männerstimmen im Hausflur. Und dann fallen Schüsse, und meine Mutter presst mir ihre Hände auf die Ohren, undbrig bleibt nur diese entsetzliche Stille.

»Gerade ihr Männer sind die Erinnerung wach halten«, hatte Nikolas heute Mittag gesagt, laut und vorwurfsvoll.

Es klingelt. Wie benommen stehe ich auf.

Als ich die Tür öffne, steht mein Nachbar von unten vor mir. Sein Gesicht ist verquollen, auf seinem Hemd sind rote Weinflecken.

»Ich wollte Sie nicht stören«, stammelt er. »Ich weiß, ich habe heute Geburtstag, und ich weiß.« Er stockt und sieht mich mit offenem Mund an. Ich kann mich nicht erinnern, je einen so erschrockenen Menschen gesehen zu haben. Dann wird mir klar, dass ich in mein eigenes Spiegelbild blicke.

Ich greife nach seiner Hand. Es ist das erste Mal, dass ich freiwillig nach der Hand eines Mannes greife.

»Kommen Sie bitte herein«, sage ich.

Redemption Songs

Durch den Langungsschacht dringt das Dröhnen einer Kirchenglocke, drei mal schlägt sie, drei dröhrende Schläge. Ganz nah klingt das, dabei liegen mindestens einhundert Meter zwischen diesem Hochbunker und der Kirche.

Nun gut, wenn wir proben, sind die Langungsklappen immer geschlossen, das sind armdicke Stahldeckel, da dringt kein Laut durch, weder in die eine, noch in die andere Richtung. Aber die Probe ist vorbei, fröhlich als sonst, denn ich bin total fertig, so sehr hat mich das Singen heute angestrengt. Und jetzt erschrecke ich ein wenig, als ich die zweite Langungsklappe aufmache und nach so langer Zeit dieses Dröhnen wiederhöre.

Vor einem Jahr, da war alles nur nackter Stahlbeton gewesen, nicht einmal eine Tür hatte es gegeben, und das Schlagen der Kirchenglocke hatte unerträglich lange nachgeholt. Trotzdem wusste ich schon im ersten Moment, dass dieser Raum ideal war, klein zwar, dafür aber zentral gelegen und vor allem billig. Dieser Künstler, der die gesamte obere Etage gemietet hat und dessen Anzeige ich in der Zeitung gelesen hatte, der fand es außerdem total okay, als ich ihm sagte, dass ich hier mit einer Band proben wollte. Er mache mit seinen Stahlobjekten ja selbst genug Krach, meinte er, wir sollten halt einfach eine ordentliche Schalldämmung einbauen.

»Wie heißt denn deine Band?«, fragte er noch.

Ich erklärte ihm, dass ich das nicht wüsste, weil ich mir die anderen Musiker immer erst kurz vor der Probe aussuchen würde. Der Künstler hatte mich erst verwundert angesehen und dann gelacht.

Ich glaube, er hat mich fÃ¼r einen Spinner gehalten.

Okay, vielleicht bin ich ja ein Spinner, vielleicht bin ich sogar mehr als das. Ich bin jetzt sechsundzwanzig, davon habe ich sechs Jahre in einer geschlossenen und zwei Jahre in einer offenen Anstalt verbracht. Seit ein paar Monaten wohne ich allein in einer Zwei-Zimmer-Wohnung, die diese rothaarige Frau von der IntegrationsbehÃ¶rde mir vermittelt hat. Sie wohnt zufÃ¤llig genau gegenÃ¼ber und ich vermute, diesen Zufall haben die bereits in der Anstalt so eingefÃ¤rdelt.

Wahrscheinlich genÃ¼gt es ihnen nicht, dass ich zwei Mal im Monat von meinem Vormund kontrolliert werde. Dabei sollten die sich mal eher um den Spinner Ã¼ber mir kÃ¼mmern, diesen pickeligen Typen, der morgens das ganze Haus zum Wackeln bringt mit seinen Ãœbungen und der wie ein Irrer durchs Treppenhaus huscht. Ein armes Schwein ist das, ich wette, der bringt sich irgendwann um.

Ich dagegen komme inzwischen klar mit dem Leben. Ich komme klar mit der Sozialhilfe, und ich leiste mir als einzigen Luxus diesen Raum, und zwar von dem Geld, das ich mir in den AnstaltswerkstÃ¤tten zusammenverdient habe. Okay, au-Ãerdem rauche ich, aber vom Alkohol lasse ich die Finger, allein schon wegen der Tabletten. Wahrscheinlich liegt es auch an diesen Tabletten, dass ich mir aus Frauen nichts mache, aber das kann ja noch kommen.

Ich stecke mir eine Kippe an und betrachte die Rauchkringel, die langsam in Richtung des EntlÃ¼ftungsschachts krei-sen.

Mann, war das eine Arbeit, bis ich alles so schÃ¶n hergerichtet hatte. Allein das Anbohren der HolzgerÃ¼ste hat eine Ewigkeit gedauert, ganz zu schweigen von der Action, die ich mit dem Organisieren der Glaswolle oder dem Hochschleppen der schweren Sperrholzplatten hatte. Und das alles in den we-nigen Stunden Freizeit in der Woche. Trotzdem hatte ich es irgendwann geschafft, ganz allein, und keiner der Betreuer hat was gemerkt, auch wenn meine HÃ¤nde schwielig und zerkratzt waren, wenn ich abends in die Anstalt zurÃ¼ckkehrte.

Damals hatte ich nÃ¤mlich noch Angst, dass sie mir diesen Raum wieder wegnehmen wÃ¼rden. Als sie dann kurz vor meiner Entlassung doch irgendwie Wind davon kamen, wurde ich zum Leiter zitiert. Â»Aber das hÃ¤tten Sie uns doch sagen kÃ¶nnen. Das ist doch eine tolle Sache, so ein eigener Raum zum Ãœben. Musik zu machen ist doch wunderbar. Sie haben sich ein kleines Zuhause fÃ¼r ihre KreativitÃ¤t geschaffen, wirklich toll finde ich das.Â«

Dieser SchwÃ¤tzer. Aber eigentlich hat er sogar recht, was diesen Raum betrifft. Inzwischen bin ich hier tatsÃ¤chlich eher Zuhause als in meiner richtigen Wohnung. Letzten Monat zum Beispiel habe ich hier das erste Mal Ã¼bernachtet. Und da habe ich mir vorgestellt, wie das im Krieg gewesen sein mochte, als hier drin Dutzende von Menschen hockten und ringsum die Bomben runterkrachten. Ich hatte mal im Fernsehen was darÃ¼ber gesehen, und die Leute haben alle von der schreckli-chen Angst erzÃ¤hlt, die sie in den Bunkern hatten, vor allem diesen Hochbunkern, die wie TÃ¼rme aus dem Boden ragen. Aber als ich dann hier Ã¼bernachtet habe, habe ich nichts von dieser Angst gespÃ¼rt, im Gegenteil. Mir wurde klar, dass es niemals einen sichereren Ort gab als in einem Bunker mitten im Bombenhagel.

Denn die Angst, von der die Leute reden, ist nur die Angst vor dem Tod. Ich dagegen kenne andere, ganz andere Ã„ngste. Die Angst vor der Bombe in einem selbst, zum Beispiel. Oder dass man mir diesen Raum doch noch wegnimmt.

Ich lehne mich zurÃ¼ck und summe eines meiner Lieder. Glaubt mir, ich kenne kein grÃ¶Ãiges GlÃ¼ck, als mit geschlossenen Augen dazusitzen und diese Lieder zu summen.

Erstmals habe ich das verspÃ¼rt, als sie mich mal wieder in die Sicherheitszelle sperrten. Ich muss davor wohl einen meiner AnfÃ¤lle gehabt haben, aber an diese AnfÃ¤lle konnte ich mich noch nie erinnern, und bis heute glaube ich vieles von dem nicht, was sie mir wÃ¤hrend der Therapiestunden darÃ¼ber gesagt haben. Das wÃ¤re typisch fÃ¼r meine Psychose, hieÃt es immer. Manchmal denke ich, dass das eher typisch war fÃ¼r die vielen Spritzen und Tabletten, die sie mir damals tÃ¤glich verpassten.

Diese Lieder, ach ja. Auch wenn ich sie nur summe, sind die Melodien ganz deutlich, auch die Texte sind ganz deutlich. Und in meinem Kopf werden daraus richtige Songs, manchmal sind es eigene, manchmal welche, die ich im Fernsehen gehÃ¶rt habe. Ich sehe mich dann auf einer BÃ¼hne stehen, zusammen mit einer richtig geilen Band, und diese Songs hauen die Leute um, mein Kreischen und Schreien haut sie total um, und sie bejubeln mich dafÃ¼r. Das GefÃ¼hl, was ich dabei empfinde,

dieses GefÄhl ist alles: ist Macht, ist Kraft, ist ErlÄlung, alles zugleich.

Die Ärzte in der Anstalt hatten davon natürlich keine Ahnung. Nie habe ich ihnen von meinen Songs erzählt, das wäre ja wohl das Letzte gewesen. Sie hätten mich dann bloß wieder vollgelabert und mir bestimmt noch mehr Tabletten verpasst. Sie merkten nur, dass ich keine Anfälle mehr bekam, dass ich nicht mehr ausrastete, wenn mich einer der Spasties blädd anmachte oder wenn sie mich auf den Tod meines Vaters ansprachen, dessen Kopf ich angeblich auf dem KÄchenherd zertrümmert haben soll, dong, dong, dong, so ein Quatsch.

Nein, sie hielten meine Wandlung tatsächlich für einen Erfolg ihrer Spritzen und Tabletten und Faseleien, und etwas später kam ich in die Offene.

Und seit ich diesen Raum habe, summe ich meine Lieder nicht mehr nur. Nein, ich schreie sie heraus so laut ich kann, und meine Band begleitet mich dabei. Das Schlagzeug donnert, die Gitarre kreischt, und ich sehe die weit aufgerissenen Augen und die offenen MÄnder der Zuhörer vor mir, wie sie mich anstarren, erschrocken und entzückt zugleich, während ich etwa schreie »Father, I want to kill you!«.

Oh, wie gut es mir dann geht.

Es klopft an der TÄr. Der KÄnstlertyp schaut herein, das macht er Äfter, es ist okay.

FÄr einen Moment sehe ich uns beide wie durch eine Vi-deokamera, ihn, wie er grinsend im TÄrrahmen steht und mich, wie ich in der anderen Ecke des Raumes hocke und an meiner Zigarette nuckele.

»Na, wie war die Probe heute«, fragt er.

»Gut«, sage ich.

»Ist deine Band schon wieder gegangen?«

Blätte Frage, denke ich. Wäre der Raum sonst leer?

»Na dann«, sagt er.

Er nickt mir noch einmal zu und schließt die TÄr.

Kurz darauf höre ich seine Stahlsäge kreischen. Diese Objekte, die er da zusammenschweißt, die sehen aus wie zerstörte Leichen, echt zum FÄrchten.

Trotzdem, ich weiß nicht warum, aber ich mag diesen Typen. Vielleicht weil seine Säge hier in diesem Raum klingt wie ein lautes, melodisches Summen. Vielleicht auch, weil er das Geheimnis kennt.

Ich drücke die Zigarette aus und stehe auf.

Übermorgen ist die nächste Probe, vielleicht auch schon morgen. Wir werden sehen.

Das GefÄhl

Abfahrt Mellendorf, endlich. Noch fÄnfhundert Meter, dann ist die Baustelle zu Ende. Meinen Chef, den interessiert das nicht, wie viel Zeit ich mit diesen Baustellen vertrödele. Das gleicht sich Äbers Jahr hinweg aus, sagt er immer. Hat der eine Ahnung. Allerdings hatte ich auf dieser Tour richtig Glück. Ein einziger längerer Stau in fünf Tagen, da habe ich schon ganz andere Sachen erlebt.

So, die Baustelle wäre geschafft. In gut einer Stunde werde ich in der Spedition sein. Danach noch den Papierkram erledigen und dann ist drei Tage Ruhe. Das zum Beispiel ist das Gute an dem Job.

Die Sonne ist inzwischen hinter den Bäumen verschwunden. Ich schalte das Abblendlicht ein. Über die Freisprechanlage versuche ich Angela anzurufen. Wieder nichts. Weder Zuhause, noch auf ihrem Handy.

Seit zwei Tagen geht das jetzt schon so. Das letzte Mal hatte ich Dienstag Abend mit ihr telefoniert. Auch da war sie schon komisch drauf gewesen. Fast wäre es zu einem Streit gekommen. Aber ich bin der Letzte, der sich streitet. Sauer bin ich allerdings schon gewesen, sogar gestern noch.

Das muss man sich mal vorstellen. Da landet man auf einem Älden Parkplatz mitten in Ungarn und ruft seine Frau an. Und die sagt einem, dass sie sich mit ihrer Mutter gerade irgend so einen französischen Film reinzieht. Richtig abgewimmelt hat sie mich. Dabei hatte ich mich schon darauf gefreut, es mit ihr Äber das Telefon zu machen. Tun wir Äfter auf diesen langen Touren, war ursprünglich sogar eine Idee von Angela gewesen. Damit ich nicht auf dumme Gedanken komme, sagte sie. Und dann das.

Fast hätte ich Lust gehabt, mir eine von den Nutten zu angeln, die auf dem Parkplatz rumgehangen haben. So eine Nummer mit denen kostet kaum was. Jeder Fahrer hat sich da schon bedient, echt jeder, nur ich nicht.

Die Kollegen in der Spedition reißen darüber schon Witze. Haben die eine Ahnung, was zwischen Angela und mir abgeht, wenn ich meine freien Tage habe. Null Ahnung haben die, Angelas Eltern auch nicht. Die finden sowieso, dass ich eine absolute Niete bin. Das sagen die zwar nicht laut, aber denken tun sie es schon. Angelas Vater ist Abteilungsleiter bei einer Versicherung, und die Mutter mischt bei den Gräßen mit. Klar, dass sie ihre einzige Tochter auf die Uni geschickt haben. Und dann lässt die sich kurz vorm Examen von einen Lkw-Fahrer schwängern und heiratet den auch noch. Angela hat mir erzählt, dass ihre Mutter anfangs so Andeutungen gemacht haben soll wegen der Schwangerschaft. Das Wort Abtreibung hat sie zwar nie in den Mund genommen, klar. Aber gedacht hat sie es schon, die Alte, da wette ich. Und jetzt vergöttert sie den Kleinen geradezu.

Zwei Kilometer bis zum Rasthof. Gute Gelegenheit, um noch mal pinkeln zu gehen. Außerdem will ich eine Flasche Sekt besorgen. Ich trinke eigentlich so gut wie nie etwas, aber heute ist mir danach. Ich habe schon den ganzen Tag über dieses komische Gefühl, obwohl das natürlich Quatsch ist. Angela liebt mich, das hat sie mir schon tausend Mal gesagt. Schade nur, dass wir in unserer Wohnung keine Badewanne haben. So ein Glas Sekt zu zweit in der Badewanne, das hat schon was.

Vielleicht sollte ich mit Angela am Wochenende eine Nacht in dem aufgemotzten Hotel im Sachsenwald verbringen, in dem wir unsere Hochzeit gefeiert hatten. Die Zimmer dort sind mit Badewanne. Das Hotel gehört einem Schulfreund von ihr, so ein richtiger Schnapsel ist das. Angela hat noch diesen Gutschein, den er ihr Anfang des Jahres zu ihrem Geburtstag geschickt hat. Wir könnten den Kleinen bei ihren Eltern lassen. Seit kurzem muss er nicht mehr gestillt werden.

Ich überlege, wie dieser Typ vom Hotel heißen. Martin, Manfred, Scheiße, Namen konnte ich mir noch nie besonders gut merken. Ist ja auch egal, wie er heißen, Tatsache ist, dass wir uns nicht leiden können. Auf unserer Hochzeit war er total betrunken, richtig daneben hat er sich aufgeföhrt. Die beiden hatten was miteinander, bevor es zwischen Angela und mir funkte. Sie meinte neulich noch, dass er bestimmt an der Türe lauschen würde, wenn wir dort übernachten würden. Soll er doch, habe ich gesagt.

Ich setze den Blinker und biege in die Auffahrt zum Rasthof ein. Im Waschraum treffe ich einen Fahrer von einer anderen Spedition. Er ist auf dem Rückweg von Mailand, sagt er, Kühlschränke. Er fragt mich, ob wir noch einen Kaffee zusammen trinken wollen, aber ich will so schnell wie möglich nach Hause.

»Deine Alte ficken, oder was«, lacht er. Ich lache zurück, während ich mir das Gesicht abtrockne. Ich mag diese Sprüche nicht, aber ich komme damit besser klar als mit dem Herumgedrückse von Angelas Eltern. Außerdem stimmt es ja, ich würde es nur nicht ficken nennen. Bevor mir Angela vor zwei Jahren auf diesem Stadtteilfest über den Weg lief, hatte ich verschiedene Frauen gehabt. Mit denen hatte ich gefickt.

Außerdem einer Flasche Sekt kaufe ich noch eine Schachtel von diesen Nusspralinen, auf die Angela so steht. Außerdem einen Stoffpinguin für den Kleinen, auch wenn ich weiß, dass er damit noch gar nichts anfangen kann. Aber was soll man einem solchen Winzling auch schenken. Ich tu es trotzdem, ist ein schönes Gefühl.

Als ich den Verkaufsraum verlasse, kommt ein Ausländer auf mich zu. Er fragt mich, ob ich ihn nach Hamburg mitnehmen kann. Vom Aussehen her könnte er ein Türke sein, Mitte zwanzig, schwatzte ich. Er spricht gut deutsch, aber sein Akzent klingt anders als bei Türken, eher französisch. Er sieht immer aus in seiner dicken Jacke und dem riesigen Rucksack. Er hustet, während er versucht, mit mir Schritt zu halten. Jetzt schon ist es ziemlich kahl. Eine halbe Stunde noch, dann ist es hier stockdunkel. Ich verstaut die Plastiktüte hinter den Fahrersitz und nicke ihm zu. Es ist uns wegen der Versicherung zwar untersagt, Tramper mitzunehmen, aber ich mache da schon mal eine Ausnahme.

»Ich heiße Kadel«, sagt er, als er sich angeschnallt hat. Kadel Soundso.

Ich starte den Motor. Der Ausländer lehnt sich zurück. »Merci«, hustet er.

Ich frage ihn, woher er kommt.

»Aus Tunis«, sagt er. Er erzählt, dass er seit über einer Woche unterwegs ist. Mit der Fähre über nach Marseille und dann per Anhalter weiter. Ich kenne die Strecke. Früher war ich oft in

Frankreich unterwegs. Ich habe die abgebrochenen Gestalten an den Autobahnauffahrten gesehen. Dort anzuhalten ist fast unmöglich.

Ich frage ihn, ob er jemanden besuchen möchte.

»Ja«, sagt er. »Eine Freundin.«

Er lächelt mich kurz an. Das Lächeln passt gut zu seinen dunklen Augen, eigentlich sieht er ganz gut aus, wie mir auffällt. Ich kann diese Freundin verstehen. Wahrscheinlich ist sie so eine wie Angelas Tante, die hatte auch schon Besuch von einem ihrer jungen Urlaubslover aus dem Orient. Allerdings hat sie dem wenigstens das Flugticket spendiert. Kostet doch heute kaum noch was.

»Wo wohnt denn deine Freundin«, frage ich.

Er holt einen Zettel heraus und spricht mit diesem französischen Akzent stockend den Namen der Straße aus.

Ich lache. Es ist die Straße, in der auch ich wohne.

»Warum lachen Sie«, fragt er.

»Nur so«, sage ich. Ich überlege, welche von den Frauen in der Nachbarschaft früher so einen Typen in Frage käme. Mir will keine einfallen, bis auf diese Rothaarige von gegenüber vielleicht. Allerdings habe ich die immer früher eine Lesbe gehalten. Von dem komischen Zufall braucht er jedenfalls nichts zu wissen. In die Spedition kann ich ihn sowieso nicht mitnehmen, das gibt nur Ärger. Am besten, ich setze ihn am Hauptbahnhof ab. Er kommt dann schon klar.

Ich schalte das Radio an. »Noch fünfzig Kilometer«, sage ich.

Seit einer viertel Stunde fahren wir schweigend die Autobahn entlang. Ab und zu presst der Ausländer seine Hand vor den Mund und versucht sein Husten zu unterdrücken. Ein gefährlicher, trockener Husten, eine Erkältung klingt anders. Ich frage ihn, ob er einen Schluck Tee möchte.

»Ja gerne«, sagt er.

Als ich ihm die Thermoskanne reiche, holt er einen zerdrückten Pappbecher aus seinem Rucksack. Er faltet ihn sorgfältig zurecht, so als wäre dieser Pappbecher etwas wertvolles.

Armes Schein, denke ich. Ich überlege, ob ich nicht einfach in der Spedition Bescheid geben soll, dass ich den Laster auf dem Bahngelände in der Nähe meiner Wohnung parke. Das habe ich schon ein paar Mal gemacht, wenn vor den Elbbrücken Stau war und ich über den Tunnel ausweichen musste. Die Ladung wird sowieso erst morgen Mittag gelöscht, Regipsplatten, die klaut niemand. Außerdem wäre ich dann auch schon eine Stunde früher zu Hause. Ja, wieso eigentlich nicht.

In der Spedition ist Petra an der Strippe. Sie sagt, dass der Chef das nicht gerne hören wird, gibt mir dann aber doch ihr Okay. Ich glaube, sie ist einfach nur froh, dass sie nun selber früher als geplant Feierabend machen kann.

Anschließend rufe bei mir zu Hause an.

Gerade als ich wieder auflegen will, höre ich das Klacken.

»Ja, hallo«, ertönt eine Stimme. Es ist die Stimme von Angelas Mutter. Trotz des Lautsprechers ist sie unverkennbar.

Ich frage nach Angela.

»Angela ist nicht da«, sagt ihre Mutter.

»Wieso«, frage ich.

»Das wird sie dir noch erzählen. Auch was den Jungen und alles weitere betrifft, wird sie dir erzählen.«

Im Hintergrund höre ich es poltern. »Vorsicht mit der Türe« ruft eine laute Männerstimme. Ich habe diese Stimme schon mal gehört. Auf unserer Hochzeitsfeier in diesem verdammten Hotel. Martin, Manfred, Scheiße, schreibt es mir durch den Kopf.

»Es ist vorbei, höre ich du«, sagt Angelas Mutter.

Dann bricht die Verbindung ab.

Wie in einem Film sehe ich plötzlich Angela und diesen verdammten Wichser in einer Badewanne sitzen. Beide lachen, lachen über mich. So wie damals auf der Hochzeit, als dieser Typ mich über sein Whiskyglas hinweg angrinste. Ich solle Angela in Zukunft nicht so oft allein lassen, hatte er gesagt. Sonst würde er sie mir eines Tages wegnehmen.

Ich fahre den Lkw auf den Seitenstreifen und halte an.

»Was ist«, fragt der Ausländer.

Ich sage ihm, dass er aussteigen soll.

Er sieht stumm aus dem Fenster. Was er dort sieht, weiÃt ich auch.

Ich umklammere das Lenkrad.

Â»Steig ausÂ«, sage ich. Â»Sofort.Â«

Â»WarumÂ«, wiederholt der AuslÃ¤nder.

Â»Warum?Â«, brÃ¼lle ich. Â»Weil ich es so will, darum.Â«

Der AuslÃ¤nder sieht mich einige Sekunden lang stumm an.

Â»WarumÂ«, wiederholt er noch einmal.

Hinter uns ertÃ¶nt das tiefe Brummen eines Signalhorns. Im RÃ¼ckspiegel sehe ich einen Laster mit Lichthupe nÃ¤her kommen. Wahrscheinlich der Kollege vom Rastplatz.

Bevor er auf die Idee kommt anzuhalten, lege ich den Gang ein.

Â»OkayÂ«, sage ich. Â»Wie heiÃt du noch mal?Â«

Â»KadelÂ«, sagt der AuslÃ¤nder.

Â»Okay KadelÂ«, sage ich. Â»Dann mach dich auf was gefasst.Â«

Der Motor brÃ¼llt auf. Sechshundert PS, die allein meiner Wut gehorchen, wÃ¤hrend ich den Sattelschlepper auf die Ãœberholspur lenke. Ein komisches GefÃ¼hl ist das, fast macht es mir SpaÃt, all diese Idioten hinter mir hupen zu hÃ¶ren.

Â»Hast du Angst, KadelÂ«, brÃ¼lle ich in den LÃ¤rm hinein.

Â»NeinÂ«, brÃ¼llt Kadel zurÃ¼ck. Â»Ich habe keine Angst. Ich werde nÃ¤mlich bald sterben, weiÃt du.Â«

Ich blicke ihn Ã¼berrascht an und sehe in seine traurig lÃ¤chelnden Augen. Und ich habe plÃ¶tzlich das GefÃ¼hl, dass er der erste Mensch in meinem Leben ist, der mir keinen ScheiÃt erzÃ¤hlt.

Ich stoÃe ihn mit dem Ellenbogen an.

Â»Sag, Kadel, magst du Nusspralinen?Â«

Der LangstreckenÃ¤ufer

Nach zehn schon. Wie ich dieses Warten hasse. Noch dazu in einem dieser klaustrophobischen Tunnel. Und obwohl das Rauchen hier verboten ist, steckt sich der Penner neben mir auch noch eine Zigarette an.

Ich rÃ¼cke ein StÃ¼ck zur Seite. Einige Meter weiter nerven ein paar Halbstarke mit dummen SprÃ¼chen Ã¼ber meine Fliege. Ich versuche wegzuÃ¶ren. Endlich das erlÃ¶sende Rumpeln aus dem U-Bahn-Schacht. Ich ziehe den Henkel aus meinem Trolley und stehe auf. Der Penner neben mir bleibt sitzen, den Blick starr auf die zwischen seinen FÃ¼ÃÃen abgestellte Schnapsflasche gerichtet. Am anderen Ende des Bahnsteigs sehe ich zwei Bahnpolizisten die Rolltreppe herunterfahren. Geschieht ihm recht, dem Penner.

In der U-Bahn ist es angenehm leer, nach dem Ã¼berfÃ¼llten ICE-Abteil kommt mir das fast wie ein Luxus vor. Weiter hinten sitzen ein paar Ã¤ltere Leute in dunkler, teuer aussehender Garderobe. Konzertbesucher wahrscheinlich, die Musikhalle liegt auf der Strecke. Leute wie diese werden mit Sicherheit auch bei unserer Premiere in den RÃ¤ngen hocken.

Unsere Premiere? Nein, Zahras Premiere.

Fast ein halbes Jahr habe ich in dieses Projekt gesteckt. Ich bin in dieser Zeit dutzende Male nach KÃ¶ln gefahren und habe dort zuletzt fÃ¼nf Tage in der Woche in einem winzigen mÃ¶blierten Zimmer bei einer alten Dame Ã¼bernachtet. Und dann zerplatzt alles wie eine Seifenblase, wird ein halbes Jahr plÃ¶tzlich zu einem Nichts.

Die U-Bahn fÃ¤hrt in die nÃ¤chste Station ein. Eine junge Asiatin steigt ein. Sie ist hÃ¼bsch und sie weiÃt das. Sie wirft mir einen kurzen Blick zu. Ich taste nach meiner Fliege, ein blÃ¶der Reflex, ich weiÃt, dass so eine Fliege manche Menschen irritiert. Sie zÃ¶gert, dann setzt sie sich in der NÃ¤he der Konzertbesucher hin.

Frauen. Gut, als Regieassistent muss einem klar sein, dass man nur die zweite Geige spielt, und klar ist es unerheblich, ob eine Frau oder ein Mann die eigentliche Regie fÃ¤hrt. Aber es war ursprÃ¼nglich meine Idee gewesen, auf diese Vorlage zurÃ¼ckzugreifen, und es war von Anfang an zwischen Zahra und mir abgemacht gewesen, dass ich ein Mitspracherecht bei der Inszenierung habe. Und bis heute Vormittag hat das auch funktioniert, bis sie bei der Probe auftauchte, mir das mit roten

Anmerkungen versehene Script in die Hand drückte und sagte »Mir ist da gestern Abend was eingefallen.«

Ich muss tatsächlich grinsen, während ich mein Spiegelbild in der schwarzen Glasscheibe betrachte. Dem guten Alan Silitoe war bestimmt auch eine ganze Menge eingefallen, als er vor einem halben Jahrhundert The Loneliness of a Long Distance Runner geschrieben hat. Ich hatte schon länger vorgehabt, diese Erzählung zu einem Drama umzuschreiben. Und als ich im vergangenen Dezember in der Taz von Zahra las, fiel mir das wieder ein.

Zahra und ich kannten uns von der Hochschule. Wir hatten sogar im gleichen Jahr unser Examen abgelegt. Sie war dann nach Kairo gezogen und hatte dort mehrere Stücke inszeniert, mit Dario Fo war ihr im letzten Jahr der Durchbruch gelungen. Sie gewann einen Preis, und die Taz widmete ihr diese halbe Seite. Ich hatte ihr noch am selben Tag meine Idee mit Silitoe zugemailt, und kurz darauf hatte sie sich bei mir gemeldet.

Seit letzten Dezember habe ich nur noch für das Projekt gelebt. Zwei Monate habe ich allein für das Schreiben der Bühnenfassung gebraucht. Es ist die Geschichte eines Jungen, der als Insasse einer Besserungsanstalt an einem Geländelauf gegen eine andere Schule teilnimmt und dem während dieses Laufs seine eigene Lebensgeschichte durch den Kopf geht. Er denkt an all die Schikanen und Demütigungen, die er erfahren musste, Zuhause, auf der Straße, in der Anstalt. Am Ende bleibt er vor dem Zielstrich stehen und lässt die anderen vorbeiziehen.

Ich habe die Handlung weitestgehend so gelassen, der Stoff passt ja sehr gut in die heutige Zeit. Der Loser als Winner, zumindest moralisch gesehen, Zivilcourage pur. Auch Zahra war richtig begeistert, obwohl ihr die Welt dieses Jungen eher fremd schien. »Okay, mit Proletariern kennst du dich besser aus«, hatte sie mal halb im Scherz gesagt, als wir über eine Szene diskutierten.

Gemeinsam suchten wir dann das Ensemble aus. Seit Anfang April probten wir, und alles lief bestens. Bis Zahra heute Vormittag zur Probe kam und mir ihre sogenannten Einfälle präsentierte.

Äußer Nacht hatte sie praktisch alles neu geschrieben, eigentlich waren es eher Skizzen, »aber dann müssen wir halt improvisieren«, meinte sie. Aus meinem ostdeutschen Hauptschläfer war eine Muslima geworden, aus seinen Mitschülern bornierte Neonazis, aus meinem Lehrerchor eine Horde sadistischer Grenzpolizisten. Auch für die Hauptrolle hatte sie bereits Ersatz beschafft, eine junge türkische Schauspielstudentin aus Zahras Bekanntenkreis. Ich hatte sie schon ein paar Mal in Begleitung von Sarah in unserem Käfiger Stammcafé getroffen, zugegeben ein wirklich attraktives und gebildetes Mädchen. Ihr Vater ist Attaché in der türkischen Botschaft.

»Deine Fassung ist einfach zu sehr der typischen Sozialkitsch«, hatte Zahra noch gesagt, als ich sie nach der Besprechung mit dem Ensemble zur Seite nahm. »Ausländerfeindlichkeit und Neonazis haben wesentlich mehr gesellschaftliche Relevanz für das zeitgenössische Theater als so ein Ossi-Proll.«

Als ich dann am Nachmittag wieder in meinem Zimmer war, wusste ich, dass ich verloren hatte. Mitten auf der Zielgeraden einfach abgehangt. Ein halbes Jahr für Nichts.

Die Anzeigentafel kündigt meine Station an. Ich greife nach dem Trolley und begebe mich zum Ausgang. An der Tür hängt ein Plakat. Jugendliche aller Hautfarben sitzen auf einer Parkbank und lachen in die Sonne, zwischen ihnen eine tief verschleierte Muslima.

Toleranz, lautet die Überschrift.

Die häbsche Asiatin ist aufgestanden und zu mir an die Tür gekommen. Mit einigen kurzen Bewegungen fährt sie sich durch ihr langes, schwarzes Haar. Sie riecht gut. Ich sehe ihr Gesicht in der Glasscheibe spiegeln, und einen Moment lang glaube ich, sie betrachtet mich an. Aber sie betrachtet wohl nur ihr Spiegelbild an.

Ich schiebe die Tür auf und stoße mit meinem Trolley ungeschickt gegen ihr Schienbein. Ich entschuldige mich. Sie zischt mir etwas zu. Ich hebe den Kopf und sehe sie an.

Zurückbleiben bitte, tant die Lautsprecherdurchsage. Die Asiatin rennt davon. Ich glaube fast, ich habe ihr Angst gemacht.

Das Viertel ist noch recht belebt, als ich zu Fuß auf meine Wohnung zusteue. Außerdem drei Jahre schon wohne ich hier. Den Kontakt zu meinen Eltern habe ich abgebrochen, seit sie sich getrennt haben. Meine Mutter lebt inzwischen mit einem Jugoslawen zusammen, einem Typen mit einem brutalen Gesicht, der mit seinen Kriegserlebnissen im Kosovo prahlt. Und mein Vater ist seit Jahren dabei, sich totzusaufen. Ich habe ihn zuletzt zu seinem Geburtstag angerufen, er konnte sich nicht mehr an

mich erinnern. Irgendein Sozialbetreuer kÃ¼mmert sich um ihn.

Ich Ã¼berlege, ob ich noch ein Bier trinken gehen soll. Aber allmÃ¤hlich muss ich wieder an das Geld denken. Die VertrÃ¤ge mit der KulturbÃ¶rde hat Zahra unterschrieben, mein Honorar bekam ich mehr oder weniger schwarz. Offiziell bin ich eine Ich-AG, als freiberuflicher Dramaturg in der KÃ¼nstlersozialkasse registriert. Ein paar hundert Euro habe ich noch auf dem Girokonto, das ist alles.

Von der Kirchenuhr schlÃ¤gt es elf. Ich spÃ¼re, wie der Trolley an meinem Handgelenk zerrt und der SchweiÃŸ den Hemdkragen hinunterlÃ¤uft. Ich fÃ¼hle mich kraftlos, vielleicht sollte ich mal wieder Sport machen. Ich bin ein guter DauerlÃ¤ufer, schon in der Schule war das so. Aber wenigstens ist diese Wut wieder vergangen. Meine GÃ¼te, vorhin in der U-Bahn, da hÃ¤tte ich tatsÃ¤chlich fast die Kontrolle verloren.

ZurÃ¼ckbleiben bitte. Na toll! Ich bin fast dreiÃ–ig, verdammt.

Hinter der nÃ¤chsten Kreuzung bin ich Zuhause. Zwei Zimmer in einem hÃ¤sslichen Wohnblock, umgeben von Menschen, die ich nicht kenne und eigentlich auch nicht kennen will.

Als ich in die StraÃŸe einkehre, werde ich von Blaulicht geblendet. WÃ¤hrend ich weitergehe, versuche ich Einzelheiten zu erkennen. Da ist ein riesiger Sattelschlepper, der auf der HÃ¶he meines Hauses quer Ã¼ber der StraÃŸe steht, vor ihm zwei Streifenwagen. An einem der Streifenwagen lehnt ein Polizist und spricht etwas in ein FunkgerÃ¤t.

Ich gehe weiter. Jetzt sehe ich, dass direkt unter dem Kirschbaum vor dem Hauseingang jemand steht und eine Art Luftgitarre spielt. Es ist dieser Idiot, der schrÃ¤g unter mir wohnt, ein schmaler Typ mit einem Gesicht wie ein Zombie. Er hat die Augen geschlossen, und wÃ¤hrend ich nÃ¤her komme, hÃ¶re ich sein groteskes Wimmern.

Dann hÃ¶re ich noch etwas. Ich schaue hoch. Aus einem geÃ¶ffneten Fenster lehnen die Ã¤ltere Frau von schrÃ¤g Ã¼ber mir sowie mein Etagennachbar, arbeitslos ist der, glaube ich. Sie singen etwas. Es klingt wie Â»Happy Birthday.Â«

Â»Wohnen Sie hier etwa?Â«, fragt mich der Polizist mit dem FunkgerÃ¤t. Er mustert mich mit unglÃ¤ubigem Grinsen, als hÃ¤tte er noch nie einen Mann mit Fliege und Trolley gesehen.

Ich nicke ihm zu.

Â»Einer ihrer Nachbarn hat verrÃ¼ckt gespieltÂ«, sagt er. Er deutet auf den Sattelschlepper. Â»Stellt das Ding hier einfach ab und lÃ¤uft in seine Wohnung, weil ihn angeblich seine Frau verlassen wollte. Wir haben ihn vorerst in Gewahrsam genommen. Die BelÃ¤stigungen werden allerdings noch etwas dauern. Wir warten auf einen Kollegen, der dieses Monstrum wegfÃ¤hrt.Â«

Hinter dem Streifenwagen sehe ich einige Gaffer stehen. Eine rothaarige Frau in Morgenmantel ist darunter, ich glaube, sie wohnt in dem Haus gegenÃ¼ber. Sie hat sich an einen SÃ¼dÃ¤nder gelehnt und starrt mit einem merkwÃ¼rdig entrÃ¼ckten LÃ¤cheln auf das Chaos vor ihr. Ich hebe meinen Trolley Ã¼ber das RasenstÃ¼ck und gehe auf die HaustÃ¼r zu. Der Zombie spielt noch immer Luftgitarre. Und die beiden oben singen weiter ihr Â»Happy Birthday.Â«

Im Hausflur ist es still, so still, dass ich fÃ¼r einen Moment glaube, das eben ist nur eine Art Traum gewesen, so wie dieser ganze verdammte Tag nur ein Traum gewesen ist, ein Alptraum. Ich Ã¶ffne den Briefkasten. Nichts, nur so ein dÃ¤mlicher Pizzaflyer.

Das Licht geht aus. Das Blaulicht der Streifenwagen dringt durch die runden Milchglasscheiben des Treppenhauses, wÃ¤hrend ich die Stufen zu meiner Wohnung hochgehe. Vielleicht sollte ich morgen doch noch einmal Zahra anrufen, Ã¼berlege ich. Hier kann und will ich nicht leben. Mein Leben gehÃ¶rt dem Theater, der Kunst.

Auf dem FuÃŸabtreter liegt die Theaterzeitschrift, die ich abonniert habe. Wird die Alte wohl mit hochgebracht haben, Ã¼berlege ich, die einzige Normale in diesem Irrenhaus, bis vor kurzem zumindest. Als ich meine Wohnung aufschlieÃŸen will, hÃ¶re ich Ã¼ber mir eine TÃ¼r aufgehen. Mein Etagennachbar grinst mich Ã¼ber das TreppengelÃ¤nder hinweg an.

Â»Hallo, Herr FliegeÂ«, ruft er. Offenbar ist er betrunken. Â»Ab heute ist Schluss mit dem Alleinsein, hÃ¶ren Sie? Wir zeigen es denen, hÃ¶ren Sie?Â«

Â»Ja jaÂ«, rufe ich zurÃ¼ck. Ich Ã¶ffne die WohnungstÃ¼r und husche hinein.

Happy Birthday schallt es durch die zufallende TÃ¼r.

Mortens Berechnung

Das Meer. Bald schon wÃ¼rde die OberflÃ¤che in ein einfÃ¶rmiges Grau Ã¼bergegangen sein. Morten Ã¤ngstigte diese Vorstellung, selbst als er sich vom Meer abwandte, vermochte er die Angst nicht abzuschÃ¼tteln. Seine Sinne verwandelten das gestern noch Vollkommene der Taverne in einen einzigen, quÃ¤lenden Reiz: Der von dem Schatten einer Zypresse gesprengelte Kalk der Mauern, der Thymiangeruch, das Zirpen der Grillen, all das erschien ihm jetzt fremd und bedrohlich.

Maria, die mit dem Zurechtmachen der Tische begonnen hatte, antwortete auf seine Bestellung mit einem LÃ¤cheln, fÃ¼r Morten aber war es, als schlug sie ihm dieses LÃ¤cheln ins Gesicht. Sein anfÃ¤ngliches Griechisch hatte Intimes offenbart, das Anbiedern eines AussÃ¤tzigen, der unbedingt dazu gehÃ¶ren wollte. Morten wehrte sich. Grassi, Wein, wiederholte er, diesmal viel zu laut. Er sah Unverständnis in den Augen des MÃ¤dchens, hÃ¶rte den Spott in dem Lachen der beiden Arbeiter, die rauchend neben dem Eingang der Taverne standen.

Doch dieses Wehren lÃ¶ste die Erstarrung, die seit dem vergangenen Abend von ihm Besitz ergriffen hatte. Morten fand sich wieder in einem Labyrinth aus Bildern, in dessen Windungen er nach einem Ausgang tastete, irgendeinem Ausgang. Gestern, das war nur eine Verkettung von ZufÃ¤llen gewesen, ZufÃ¤lle, die ihn fÃ¼r einen Augenblick die Kontrolle hatten verlieren lassen. Seine Gedanken entwickelten aus diesen Bildern in rasender Schnelle bis ins Detail montierte Szenen eines kommenden Wiedersehens, Szenen, deren Abfolge er in immer schlÃ¼ssiger werdenden ÃœbergÃ¤ngen zu berechnen vermochte. Aber plÃ¶tzlich waren da wieder Marias Augen. Und diesmal traf ihn ihr Blick unvorbereitet, sprenkte dieser eine, mitleidig lÃ¤chelnde Blick die Mauern seines Gedankenlabyrinths. Ãœbrig blieb ein einziges Bild: Das Bild eines Gesichts voller Verachtung, voller unsÃ¤iglicher Verachtung, dessen Wahrhaftigkeit ihn aufspringen und das ihm gereichte Weinglas zu Boden schleudern lieÃŸ.

Als er den schmerzenden Druck eines Arms um seine Brust spÃ¼rte, erst da kam er wieder zu sich. Und als die beiden Arbeiter zu verstehen suchten, was Morten mit trÃ¤nenerstickter Stimme aus seiner Brust presste, verstanden sie eigentlich nur ein Wort, den Namen einer Frau. Sie habe ihn gestern verlassen, wurde ihnen von Maria zugeflÃ¼stert. Da endlich verstanden sie. Die Umklammerung lÃ¶ste sich, eine Ouzo Flasche wurde ihm gereicht, und als die beiden Arbeiter sahen, wie er erschÃ¶pft auf seinen Stuhl zurÃ¼cksank, zogen sie und Maria sich schweigend zurÃ¼ck.

Als Morten wieder allein war, war das erste, was sein Blick suchte, das Backgammonspiel, das aufgeklappt vor ihm auf dem Tisch lag. Fast zÃ¤rtlich lieÃŸ er die WÃ¼rfel durch die Finger gleiten. Mit den Kuppen konnte er den Wert der Einbuchtungen erfÃ¼hlen, eine FÃ¤higkeit, die er sich in Tausenden von Partien angeeignet hatte. Eine Doppel-Sechs, der hÃ¶chste aller WÃ¼rfel. Und im gleichen Augenblick, als Morten dies wahrnahm, schleuderte er die WÃ¼rfel in Richtung des inzwischen vollkommen grauen Meeres, eines Meeres, das weder Trost noch Hoffnung bot, sondern nur noch eine unendliche Leere war, das Abbild seines Lebens.

Zwei Jahre zuvor, einige Tische weiter, saÃŸ Morten Ã¼ber das Spielbrett gebeugt und starre unglÃ¤ubig auf die beiden Sechsen, die sein GegenÃ¼ber gewÃ¼rfelt hatte. Backgammon sei Wahrscheinlichkeitsrechnung mit nur einer Unbekannten: dem Zufall. Kein belangloser Zeitvertreib, sondern angewandte Mathematik, die Berechnung des GlÃ¼cks. Diese SÃ¤tze zelebrierte er geradezu, und er genoss das GefÃ¼hl, wenn den Verlierern nichts weiter blieb, als ihm stumm zuzunicken. Doch diese beiden Sechsen, die am Ende einer unwahrscheinlichen Kette unwahrscheinlicher WÃ¼rfel standen, widersprachen diesen SÃ¤tzen, ja, sie verhÃ¶lnten sie geradezu. Denn so, wie der andere beim Ziehen laut mitgezÃ¤hlt hatte, wie er planlos die Steine Ã¼ber das Brett verteilte, mal zu vorsichtig, dann wieder zu leichtsinnig agierte, wie er schon bei den ErÃ¶ffnungen einfachste Fehler machte, all dies lieÃŸ nur einen Schluss zu: Hier spielte ein AnfÃ¤nger, ein vÃ¶lliger AnfÃ¤nger, jemand, der gerade mal die Grundregeln beherrschte. Trotzdem hatte dieser AnfÃ¤nger dieses Spiel gewonnen, ein Spiel, bei dem Morton im sicheren GefÃ¼hl des Sieges noch einmal seine SÃ¤tze zelebriert hatte. Und nun war er es, der stumm nickte, wÃ¤hrend der Gewinner sich entspannt in seinem Stuhl zurÃ¼cklehnte. Ob er schon lÃ¤nger auf dieser Insel sei, hÃ¶rte er ihn fragen. Morten rang sich ein LÃ¤cheln ab, hinter dem er mehr noch als die DemÃ¼tigung der Niederlage die Einsamkeit dieses

Urlaubs zu verbergen suchte, all die Tage, die er allein am Strand, in dieser Taverne oder auf seinen Wanderungen verbracht hatte.

Drei Wochen, entgegnete er, dies sei leider sein letzter Tag. Es sei schÃ¶n hier, fÃ¼gte er eilig hinzu, und deutete mit einer ausholenden Geste auf die Bucht, die sich malerisch vor ihnen ausbreitete. Der Gewinner zuckte daraufhin mit den Achseln und sagte, er sei erst gestern auf dieser Insel angekommen und habe sich in der NÃ¤he ein Zimmer genommen. Viel los sei hier ja wohl nicht. Seine Vermieterin habe ihm erzÃ¤hlt, in einem der Nachbarorte gÃ¶be es ein gutes Restaurant, ob er abends nicht Lust hÃ¤tte mitzukommen.

Morten, der das Restaurant kannte, zÃ¶gerte, ein ZÃ¶gern, in dem die Ãœberraschung mitschwang, wenigstens den letzten Abend nicht allein verbringen zu mÃ¼ssen, Ãœberraschung auch darÃ¼ber, dass dieses Angebot von einem Menschen kam, der trotz ihres annÃ¤hernd gleichen Alters so ganz anders als er zu sein schien, einer dieser Touristen, um die er sonst einen groÃŸen Bogen machte, der sich vorhin ohne zu fragen einfach so zu ihm an den Tisch gesetzt, ihn zum Spielen aufgefordert und all seine Berechnungen mit wenigen WÃ¼rfen ins LÃ¤cherliche gefÃ¼hrt hatte. Und der nun, als Morten endlich doch auf seinen Vorschlag eingegangen war und sie den Treffpunkt ausgemacht hatten, wortlos aufstand, seine Strandmatte unter den Arm klemmte und auf Mortens Nachfrage fast widerwillig seinen Namen nannte: Milan.

Der Weg fÃ¼hrte sie in schier endlosen Windungen an der KÃ¼ste entlang, vorbei an verkarsteten Terrassenanlagen und bizarren Felsen, die sich drohend vom Violetten der AbenddÃ¤mmerung abhoben. Milan und er hatten anfangs nur wenige Worte gewechselt, ein paar Bemerkungen Ã¼ber das Wetter, die Preise oder AusflugsmÃ¶glichkeiten der nÃ¤heren Umgebung, PostkartensÃ¤tze, die Morten in den vergangenen Wochen so oft als stummer ZuhÃ¶rer zu hÃ¶ren bekam, dass es sie nun beinahe mechanisch hersagte. Erst als sie das am Rande eines Fischerhafens gelegene Restaurant erreichten, stellten sie fest, dass beide in der gleichen Stadt lebten.

Dabei, hatte Milan hinzugefÃ¼gt, stamme er eigentlich aus Prag. Fotograf in einer Werbeagentur sei er dort gewesen. Vor sechs Jahren habe er dann fast Ã¼ber Nacht alles stehen und liegen gelassen und sei nach Deutschland gezogen, zu einer Frau natÃ¼rlich, wie er lachend ergÃ¤nzte. Freya sei es auch gewesen, die den Vorschlag gemacht hatte, diesen Sommer nach Griechenland zu reisen. Sie hatten ein Hotel auf der Nachbarinsel gebucht und waren kaum eine Woche dort gewesen, als sie einen Anruf von ihrem Vater erhalten hatte, der sie bat, den Urlaub vorzeitig abzubrechen. Es gÃ¶be da irgendwelche Probleme mit einem der Buchprojekte, die sie betreute.

Es sei immer dasselbe, sagte Milan. Seit er sie kenne, versuche ihr Vater, sie mit aller Gewalt fÃ¼r den Verlag zu vereinnahmen, eifersÃ¼chtig auf alles, was damit nichts zu tun hatte, ihn eingeschlossen, ja ihn ganz besonders. Er kÃ¶nne wohl einfach nicht verstehen, dass seine Tochter mit jemanden zusammen lebte, der sich so gar nicht fÃ¼r Literatur, Musik und diesen ganzen Kram interessierte.

Milan zog ein Foto aus seiner Brieftasche, das eine vielleicht dreiÃigjÃ¤hrige Frau mit sanften, melancholisch blickenden, dunklen Augen zeigte, und schon beim ersten Blick wusste Morten, dass er sie schon einmal gesehen hatte, auf der Lesung einer seiner Lieblingsautorinnen, und dass diese Frau die Laudatio gehalten hatte. Als er das Milan gegenÃ¼ber erwÃ¤hnte, reagierte dieser mit einem abfÃ¤lligen Grinsen. Ja, genau, so etwas mache sie hÃ¤ufiger, was aber nichts zu bedeuten habe, schlieÃlich gehÃ¶re ihrem Vater der Verlag. Jedenfalls habe er beschlossen, die restlichen Tage des Urlaubs ohne sie zu verbringen. Gestern, nachdem er Freya zum Flughafen begleitet hatte, habe der Taxifahrer zufÃ¤llig von dieser Insel erzÃ¤hlt und zufÃ¤llig sei am gleichen Tag eine FÃ¤hre hierher gefahren. ZufÃ¤lle ... Wie war das, was er ihm nachmittags bei diesem Spiel gesagt habe? Die Berechnung des GlÃ¼cks? Eigentlich eine interessante Idee. Er halte es eher mit dem Zufall, der habe ihm bisher eigentlich immer GlÃ¼ck gebracht.

Mit diesen Worten steckte er das Foto zurÃ¼ck in die Brieftasche, und gleich darauf wurde ihnen das Essen serviert. WÃ¤hrend sie anschlieÃend schweigend aÃten, wanderte Milans Augen immer hÃ¤ufiger zu einem Tisch hinter Mortens RÃ¤cken, und Morten brauchte sich nicht erst umzudrehen, um zu ahnen, was dieser anfangs fragende und schlieÃlich lÃ¤chelnde Blick zu bedeuten hatte.

Als sie kurz vor Mitternacht die Taverne in Begleitung einer jungen HollÃ¤nderin verlieÃen, die Morten schon hÃ¤ufiger am Strand und im Ort gesehen hatte, fÃ¼hlte er einen brennenden Neid auf Milan, den

Gewinner, dem das Glück tatsächlich einfach so in den Schoß zu fallen schien, und der nun scherzend und lachend hinter ihm ging, die Entfernung zwischen sich und Morten mit jedem ihrer Schritte vergrößerte, so dass das Einzige, was sie beim Erreichen des Ortes noch verband, ein aus der Dunkelheit dringender unverbindlicher Abschiedsgruß und das alberne Lachen dieser Holländerin war. Ja, sein Leben musste sich ändern, dachte Morten. All die Bücher und Musik, die er im Kopf hatte, all das Wissen, das er während und nach seinem Studium angehaupt hatte, all das hatte bislang zu nichts weiter geführt als einer eigenbrüderischen Existenz, die so erbärmlich war im Vergleich zu dem, was Milan anscheinend im Übermaß zu haben schien. Und während er sich in dieser letzten Nacht auf dieser Insel schlaflos auf seiner Matratze wälzte, und über den Weg in dieses neue Leben grübelte, war da ein Name, der wie ein Mantra durch seine Gedanken kreiste und sich mit dem Bild zweier melancholisch lachelnden Augen zu einer quälenden Sehnsucht verband.

Fünfzehn Monate später, an einem verregneten Freitagabend im November, hatte sich Mortens Leben tatsächlich geändert, und einer der Gründe dafür war ein Fetzen gefalteten Papiers gewesen, den Milan einige Wochen nach seiner Rückkehr aus Griechenland zufällig in seiner Jeansjacke wiederfand. Zunächst vermochte er die darauf notierte Telefonnummer nicht mit einer Person in Verbindung zu bringen, schließlich hatte er aus Neugier dann doch zum Apparat gegriffen, Mortens Stimme vernommen und ihn während ihres Geplauders eher beiläufig zu Freyas Geburtstag eingeladen. Es würde eine große Party werden, hatte er gesagt, je mehr Leute, desto besser. Und kaum hatte er den Hörer aufgelegt, hatte er die Einladung auch schon fast wieder vergessen.

Morten aber hatte sich vorbereitet gehabt auf diese Party, vor allem auf seine Begegnung mit Freya, von der ihm Milan so viel erzählt hatte, ja so gut, dass Freya seinen Namen einige Tage später bei einer Personalbesprechung ihrem Vater gegenüber fallen ließ. Sie habe da auf ihrem Geburtstag einen von Milans Bekannten kennengelernt, sagte sie, jemand, der sich für hervorragend für die neue Stelle im Lektorat eignen könnte. Freyas Vater hatte bei der Erwähnung von Milans Namen erst stumm in seiner Tasse gerührt, um dann schließlich doch auf einen Knopf zu drücken, der ihn mit der Sekretärin verband. Dieser Knopfdruck war der eigentliche Beginn von Mortens neuem Leben gewesen, der Rest kam wie von selbst, die Einladung zu einem Vorstellungsgespräch, der wohlwollende Handdruck von Freyas Vater, der Bezug seines Bravours und schließlich das mit Bravour bestandene Ende seiner Probezeit, das er mit seinen neuen Kollegen sowie Freya und Milan bei einem teuren Italiener feierte. Bereits kurze Zeit später hatte Morten plötzlich alles, wonach er sich all die Jahre gesehnt hatte, einen gut bezahlten Job, eine schöne Wohnung und sogar eine Affäre mit einer Assistentin aus der Presseabteilung. Vor allem aber hatte er Freyas Freundschaft gefunden.

An diesem Freitagabend war Morten in die ihm inzwischen vertraute, von alten Kastanien gesäumte Seitenstraße eingebogen und hatte, wie er das immer tat, nach dem Einparken zweimal kurz auf die Hupe gedrückt. Durch das regenbeschlagene Seitenfenster sah er, wie das Licht in dem oberen Stockwerk des Apartmenthauses ausging. Milan habe angerufen, sagte Freya noch völlig außer Atem, als sie auf den Beifahrersitz rutschte. Die Sache scheine gut zu laufen, sehr gut sogar. Er sei bei einem Freund untergekommen, und gemeinsam hätten sie einen von Milans alten Kollegen aufgesucht, der inzwischen als Makler arbeitete, und der, sie holte tief Luft, der nun tatsächlich das Richtige gefunden zu haben scheine, ein altes Fabrikgebäude in der Nähe des Zentrums, ideal für ein Filmstudio. Sie zeigte Morten einen Stadtplan von Prag, auf dessen Rand sie Milans neue Anschrift notiert hatte.

Prag, mein Gott, Prag, seufzte sie, nachdem sie den Plan weggelegt und den Gurt angeschnallt hatte. Vielleicht werde ja wirklich etwas aus dieser verrückten Idee, doch was dann? Statt einer Erwiderung hatte Morten nur unschlüssig mit den Schultern gezuckt und den Wagen aus der Parklücke gelenkt, von wo aus sie durch die bereits vorweihnachtlich geschmückten Straßen zum Opernhaus fuhren. Während sie ihre Mäntel an der Garderobe abgaben, erinnerte er sich an das erste Mal, als sie beide hier waren. Damals, ein gutes Jahr war das her und Mortens Glücksssträhne hatte gerade erst begonnen, war er für eine von Freyas Freundinnen eingesprungen, die kurzfristig absagen musste. Aus dieser ersten Verabredung hatten sich dann regelmäßige, fast wöchentliche Treffen entwickelt, Konzerte, Vernissagen, Kino- und Theaterbesuche, die kulturellen Höhepunkte dessen, was die Stadt zu bieten hatte, und woran Milan kein Interesse zeigte.

Es ließ sich nun schwer unterscheiden, wer von beiden diese Abende mehr genoss: Freya, die kunstbegeisterte Schwärmerein, die endlich einen für alles Musische offenen Begleiter gefunden

hatte, oder Morten, der belesene Intellektuelle, dem zu jedem Werk noch eine passende Fußnote einfiel. Und es dauerte nicht lange, bis ihre Gespräche abwichen vom Feuilleton, bis sie Privates mit einbezogen, über Milans vergebliche Versuche zum Beispiel, auf seinem alten Gebiet als Fotograf Aufträge zu finden, oder die Launenhaftigkeit der Assistentin, mit der Morten diese Affäre hatte. Und schließlich, die letzten Male, hatten sie sich sogar über ihre Geheimnisse ausgetauscht: Freyas Geständnis, dass sie schon lange nicht mehr mit Milan geschlafen habe, und Mortens Geständnis, dass er sich wohl von dieser Assistentin trennen werde.

Nach der Aufführung waren sie in ein schlichtes, griechisches Restaurant eingekehrt, eine der wenigen Orte, die Morten mit seinem fröhlichen Leben verband. Freya erzählte, wie sie Milan damals in Prag begegnet war, wie er ihr in den folgenden Tagen die Stadt gezeigt hatte, wie sie dann am Abend vor ihrer Abreise auf seinem Balkon gestanden hatten, und Milan ihr von seinem Entschluss erzählte, diese Stadt zu verlassen, wegen ihr. Auch damals war sie ängstlich und unruhig gewesen wegen der Unabwegbarkeiten dieser Entscheidung, der Frage, wie Milan und sie miteinander zurechtkommen würden, vor allem er mit ihr, ohne all das Vertraute, seine Freunde, seinen Beruf. Aber sie war verliebt in ihn, und trotz ihrer Bedenken waren die ersten Jahre wunderschön verlaufen. Sie habe es geradezu genossen, dass sie mit ihm ein ganzlich anders Leben führte, als sie es bisher über ihren Beruf, ihre Freunde oder die Familie kannte, ein leidenschaftliches Leben, mit schnellem Sex im Auto oder verrückten Wochenendtrips quer durch Europa. Und nun lag es an ihr, ihm zu folgen, wollte sie weiter mit ihm zusammen sein.

Freya setzte ihr Glas ab und sah Morten mit ihren dunklen Augen an. In diesem Blick und ihrem Schweigen schien er ihr das verborgen, was er eigentlich schon seit dem ersten Blick auf ihr Foto insgeheim herbeigesehnt hatte, die Antwort auf eine noch nicht gestellte Frage, die Antwort darauf, ob diese vielen Verabredungen, Gespräche und Vertraulichkeiten, die hinter ihnen lagen, ob all das inzwischen mehr bedeutete als bloße Freundschaft. Und nun war der Moment gekommen, diese Frage zu stellen, die gleichzeitig ein Bekenntnis war.

Freya schien seine Gedanken zu erahnen, und bevor Morten ihre Hand berührte, berührte sie seine, sie brauche Zeit, sagte sie, ja, sie empfinde viel für ihn, sehr viel sogar, aber sie kannte Milan nicht einfach so im Stich lassen, nicht jetzt, nicht nach all den Jahren. Er sei immer ehrlich zu ihr gewesen und sie wolle genauso ehrlich zu ihm sein. Das muss sie er verstehen. Und Morten lachte. Ja, das verstehe er, sagte er.

Etwas später lachte er nochmals, nachdem Freya ihn vor der Haustür zum Abschied zärtlich auf die Wange geküßt hatte und auf seinen stummen Blick mit einem ebenso stummen Nein antwortete. Er wartete, bis im oberen Stockwerk des Apartmenthauses Licht zu sehen war, dann ging er langsam zurück zu seinem Wagen, jeden einzelnen seiner Schritte herausfordernd und auf etwas hoffend, das nicht eintrat.

Als er in die Hauptstraße einbog und an der nächsten Kreuzung vor einer Ampel halten musste, sah er durch das Wischen der Scheibenblätter das hellerleuchtete Autobahnschild. Er tastete in der Ablage nach seinen Zigaretten, um plötzlich den Stadtplan mit Milans Anschrift in der Hand zu halten, den Freya dort vergessen hatte. Seine Augen wanderten fieberhaft über das Labyrinth der Linien hinweg, während seine Gedanken aus diesen Linien Bilder formten, fast fotografisch genaue Bilder. Und als er wahrnahm, dass es hinter ihm hupte, erst zaghaft, dann wütend, stand sein Entschluss bereits fest.

Im Morgengrauen hatte Morten Prag erreicht, und er brauchte nicht lange, bis er die auf dem Stadtplan notierte Adresse gefunden hatte. Im Treppenhaus roch es nach Schimmel, verkochtem Gemüse und Kaffee, durch die Fenster konnte er die Karlsbrücke sehen, dahinter die halbverschleierten Schemen der Altstadt. Als sich die Wohnungstür auf sein Klingeln hin öffnete, erkannte er sofort die Holländerin wieder, die Milan damals in dem griechischen Restaurant angesprochen hatte. Während sie ihn verschlafen anblinzelte, erschien Milan im Korridor. Die Schlaufe seines Morgenmantels zubindend, gab er Morten mit einer Kopfbewegung zu verstehen einzutreten, so beiläufig, als schien er keineswegs überrascht zu sein, ihn zu sehen.

Morten folgte Milan in eine kleine, unaufgeräumte Küche. Ob etwas passiert sei, fragte Milan, während Morten sich sogleich erschöpft an den Tisch setzte und eine Zigarette ansteckte. Freya, sagte er und inhalierte tief, das sei passiert. Er liebe sie, sagte er und nach einer Pause fügte er leise

hinzu, sie kÃ¶nne sich aber nicht entscheiden, noch nicht. Und darÃ¼ber mÃ¼sse er mit ihm reden, deswegen sei er hier.

Milan zog einen Stuhl heran und setzte sich so dicht zu Morten, dass dieser das sÃ¼dliche Parfum der HollÃ¤nderin an ihm riechen konnte. Sie kÃ¶nne sich also nicht entscheiden, wiederholte Milan mit gespielter Anteilnahme in der Stimme. Mit einem zur Grimasse erstarrten LÃ¤cheln lehnte er sich in dem Stuhl zurÃ¼ck und fixierte Morten, der in sich zusammengesunken auf seine Zigarette starrte.

Ihm sei schon lÃ¶nger aufgefallen, dass er scharf auf sie sei, sagte Milan schlieÃŸlich, schon damals auf ihrer Geburtstagsparty wÃ¤re das nicht zu Ã¼bersehen gewesen. Theater, Oper, Konzerte, oh ja, er streifte Mortens Abendgarderobe mit einem spÃ¶ttischen Blick, das sei doch alles bloÃŸ ein Vorwand gewesen. Er habe ihn sehr genau beobachtet, wenn er mit Freya nach ihren Verabredungen noch mit hoch in ihre Wohnung kam, seine geilen Blicke, sein schmieriges Grinsen, Ã¼berhaupt seine ganze scheiÃŸ aufgeblasene Art, wieder und wieder habe er das beobachtet. Und nun komme er zu ihm angekrochen und wolle mit ihm reden. Milan lachte laut auf. Ãœber was denn? Dass er ihm Freya einfach so Ã¼berlasse, sei es das? Nein, einfach so werde er das bestimmt nicht tun, aber es gÃ¤be da einen Weg, er mÃ¼sse nur ein wenig Geduld mitbringen. Das sei doch wohl nicht zu viel verlangt, oder? Als er sah, wie Morten verstÃ¤ndnislos den Kopf hob, stand Milan auf und ging zum Fenster. Er werde ihm etwas zeigen, sagte er, und deutete kopfnickend in das trÃ¼be Morgengrau hinaus.

Eine gute Stunde spÃ¤ter hielten sie im Hof einer heruntergekommenen Fabrikanlage. Ein feuchtkalter Wind schlug ihnen entgegen, wÃ¤hrend sie das Auto verlieÃŸen und auf das grÃ¶nste der GebÃ¤ude zugingen. Eine ehemalige Bekleidungsfabrik sei dies gewesen, sagte Milan, als sie eintraten. Seine Stimme hallte an den nackten, vor Schmutz und Schimmel starrenden WÃ¤nden wider. Sicher, es gebe noch einiges zu tun. DafÃ¼r aber sei das GebÃ¤ude von der GrÃ¶nle und dem Standort her geradezu ideal. Er breitete die Arme aus: Na, was halte er davon?

Morten betrachtete die verrosteten Fensterrahmen und den porÃ¶sen Betonboden und schwieg, Zu viert seien sie inzwischen, sagte Milan, zwei seiner ehemaligen Arbeitskollegen, beides gute alte Freunde, er selbst, und Karen natÃ¼rlich, die HollÃ¤nderin. Ach ja, die Kosten. Er habe wegen seines Anteils an ein Darlehen von Freyas Vater gedacht, fÃ¼r den wÃ¤ren das doch Peanuts. Wenn Freya ihn noch ein wenig bearbeite, werde es schon klappen. Die Videobranche sei ein expandierender Markt, und dass er anstatt Werbespots eher an harten Sex dachte, brÃ¤uchten sie und ihr Vater ja nicht zu wissen. Wenn der Laden erst einmal laufe, zahle er dem Alten ohnehin alles zurÃ¼ck, mit Zinsen obendrein. Aber bis dahin werde er, Morten, sich mit Freya eben noch gedulden mÃ¼ssen.

Wie er das zu verstehen habe, fragte Morten. Genau, wie er es gesagt habe, antwortete Milan. Von ihm aus kÃ¶nne er Freya haben, aber nicht jetzt, nicht, wo sie ihren Vater dazu bringen mÃ¼sse, ihm das Geld zu leihen. Danach ... Er winkte ab. Er habe das Interesse an Freya verloren. In Griechenland fing es an. Karen habe ihm die AbhÃ¤ngigkeit klar gemacht, in die er geraten war, seit er wegen Freya Prag verlassen hatte. Die meisten seiner frÃ¼heren Freunde hÃ¤tten es inzwischen zu etwas gebracht. Und er? Er vertrÃ¶de seine Zeit als besserer Hausmann, lieÃŸ sich von Freya aushalten und die paar AuftrÃ¤ge, die ihm ihr Vater in all den Jahren zugeschanzt hatte: Kleinigkeiten, Almosen.

Milan setzte sich auf einen Tisch, auf dem eine fast leere Flasche Wodka und ein paar GlÃ¤ser standen. LÃ¤chelnd schraubte er die Flasche auf und nahm einen Schluck. Ob Morten sich noch an ihr Backgammonspiel erinnere, damals in Griechenland? Wie waren seine Worte gewesen? Die Berechnung des GlÃ¼cks ... Er habe inzwischen erkannt, dass da was dran sei. Alles an diesem Projekt sei bis ins Detail durchdacht, er werde seine UnabhÃ¤ngigkeit wiederhaben, wieder in seiner Heimatstadt unter seinen Freunden leben und ganz nebenbei viel Geld machen, sehr viel Geld. Was Freya betrÃ¤fe, so kenne er sie gut genug, um zu wissen, dass es sei nur eine Frage der Zeit sei, bis sie einsehen werde, dass ein Leben in Prag fÃ¼r sie nicht in Frage komme, und dass er, Morten, eigentlich viel besser zu ihr passe. Das sei Ã¼berhaupt die KrÃ¶nung seines Planes. Es sei doch viel eleganter, Freya verlasse ihn, als umgekehrt. Gut mÃ¶glich, dass ihr Vater dann sogar auf die RÃ¼ckzahlung verzichte, als Abfindung sozusagen.

Morten stand an einen Pfeiler gelehnt, die HÃ¤nde in den Manteltaschen vergraben. Obwohl er fror, spÃ¼rte er eine rasende Wut in sich aufsteigen. Wie er sich das vorstelle, schrie er Milan an. Was, wenn er Freya von ihrem GesprÃ¤ch berichte, oder von dieser Frau, dieser Karen, mit der er sie ja offensichtlich betrog? Ja, wieso sollte er sich Ã¼berhaupt auf dieses, er suchte nach Worten, dieses Spiel einlassen?

Milans Lachen dröhnte durch die Halle. Er lachte noch, als er sich vor Morten stellte und seine Hand gleich einem Freund auf dessen Schulter legte. Weil er schon längst mitspielte bei diesem Spiel, sagte er. Habe er schon vergessen, wem er all sein Glück verdanke? Und habe er wirklich gedacht, er sehe einfach so zu, wie er ihm als Dank dafür seine Freundin ausspanne? Nein, so einfach werde er jetzt nicht mehr aus diesem Spiel aussteigen können, zumal es nur noch den letzten Wurf zu machen gelte. Und ausnahmsweise werde es dieses eine Mal zwei Gewinner geben.

Nach diesen Worten ging er zurück zu dem Tisch, kippte den Rest des Wodkas zu gleichen Teilen in zwei der schmutzigen Gläser und reichte eines davon Morten. Und darauf wollen wir jetzt trinken, sagte Milan. Auf die Berechenbarkeit unseres Glücks!

Es war herrlichstes Augustwetter gewesen, vom Meer her hatte eine leichte Brise die Hitze erträglich gemacht. Am Nachmittag waren sie von der Straße abgebogen und hatten die darauffolgenden Stunden in einer abgelegenen Bucht verbracht. Sie hatten gebadet, gelesen, in der Sonne gelegen und sich nachmittags in einer Felsennische geliebt. Während Freya noch einmal an den Strand zurückgekehrt war, studierte Morten die Inselkarte. In einer Stunde würde die Sonne untergegangen sein, bis dahin wollten sie den Ort erreicht haben, an dem er vor zwei Jahren Milan kennengelernt hatte. Es war Freyas Idee gewesen, den Abend und die Nacht in diesem Ort zu verbringen. Warum denn nicht, hatte sie auf Mortens Zögern geantwortet, woraufhin er eingewandt hatte, dass es ein weiter und anstrengender Weg würde, denn zwischen ihrem Hotel und diesem Ort liege ein unbefahrbarer Gebirgskamm. Mit einem Bleistift hatte er die Strecke eingezeichnet, die sie entgegen dem Uhrzeigersinn rund um die Insel führte und die er nun erneut betrachtete. Wenn sie ihr Ziel erreichten, würden sie beinahe einen Kreis beschrieben haben, dachte er.

Morten faltete die Karte zusammen, streifte ein frisches Hemd über, und betrachtete sich im Rückspiegel. Mit der tiefbraunen Gesichtsfarbe und der verspiegelten Sonnenbrille sah er fast aus wie Milan damals. Milan ... Als sie vor einigen Wochen miteinander telefonierten, war ihr Gespräch in dem Lärm der Handwerker beinahe untergegangen. Milans Plan hatte mit einer Reibungslosigkeit funktioniert, die Morten noch immer überraschte. Wie Milan erwartet hatte, lieh ihm Freyas Vater die benötigte Summe, wie er erwartet hatte, konnte Freya sich nach jedem seiner Besuche weniger vorstellen, gemeinsam mit ihm in Prag zu leben, und wie er erwartet hatte, schrieb sie Milan schließlich einen langen Brief, in dem sie ihm gestand, dass sie sich in Morten verliebt habe, und dass sie ihm, Milan, alles Glück würde und er als Dank für ihre gemeinsame Zeit das Darlehen ihres Vaters als Geschenk annehmen möchte.

Und Morten? Er hatte weiter nichts zu tun gehabt, als geduldig zu sein: Geduldig auf das Ende der Vorstellungen zu warten, geduldig im Flackern der Restaurantkerzen zu Freyas immer stärker werdenden Zweifeln mit dem Kopf zu nicken, geduldig ihre Hand zu halten, bis endlich an einem milden Frühlingsabend im April Freya auf seine stumme Frage mit einem stummen Ja geantwortet hatte.

Morten drückte auf die Hupe, zweimal kurz hintereinander. Vom Meer her hörte er Freyas lachende Erwiderung. Die anschließende Fahrt bis zu ihrem Ziel kamen Morten vor wie ein Traum. Vor ihnen breitete sich das Farbenspiel der Dämmerung aus, jene ineinander fließenden Abstufungen zwischen dem tiefen Orange der Sonne und dem Violett des sich ankündigenden Nachthimmels, die Morten vor zwei Jahren von seinem Zimmer aus allabendlich beobachtet hatte. Wie sich alles verändert hatte, obwohl es doch gleich geblieben war! Er steuerte den Jeep einhändig über die gerillige, kurvenreiche Straße. Immer wieder sah er auf das Meer hinaus. Es schien grenzenlos zu sein, grenzenlos wie sein Glück. Gestern erst hatte Freya ihn gefragt, was er davon hielte, wenn sie ihr Apartment verkaufte, und sie sich beide eine neue gemeinsame Wohnung suchten. Sie habe bereits mit ihrem Vater darüber gesprochen, sagte sie, und der habe geantwortet, dass das einzige ihre Entscheidung wäre. Typisch Vater, hatte Freya gesagt und lächelnd hinzugefügt, sie glaube, ihr Vater habe ihn, Morten, sehr gern.

Morten deutete auf einige Lichter, die zur Meerseite hin hinter der Biegung zum Vorschein kamen. Dort sei er damals mit Milan gewesen, sagte er. Ein nettes kleines Restaurant. Er bog in einen ungepflasterten Weg ein. Noch drei Kilometer, dachte er. Er fragte sich, ob sie ihn wiedererkennen würden.

Als sie die wie willkürlich zusammengewürfelte Ansammlung von Häuslern erreichten, war es

vollständig dunkel geworden. Morten parkte den Jeep neben jener Taverne, aus deren halbgeöffneten Fensterläden wie damals das vertraute Stakkato einer Bouzouki drang. Weiter hinten saßen einige Landarbeiter und spielten Karten, im Hintergrund räumte eine alte Griechin einen Tisch ab, die Besitzerin dieser Taverne. Als er und Freya näher kamen, richtete sie sich auf, trocknete ihre Hände an der Schürze und überschüttete Morten mit einem Schwall an unverständlichen, herzlich klingenden Worten. Ja, sie erkannte ihn wieder, und mehr an ihren Blicken als an ihren Worten konnte Morten ablesen, dass sie erstaunt war, wie sehr er sich verändert hatte, dieser merkwürdige Xenos, der schon mittags allein mit einem Buch an einem der Tische saß, während sich die anderen unten am Strand vergnügten.

Nachdem sie mit der Wirtin die Frage des Zimmers geklärt hatten, hatten sie gegessen, waren anschließend mit einer Flasche Wein zu der Stelle gegangen, von der aus man auf die vom Mondlicht beschienene Bucht hinunterblicken konnte, und waren dann wieder zu ihrem Tisch zurückgekehrt, um noch ein letztes Glas zu trinken. Schweigend genossen sie die warme, von Kräutern und Ziegeruch schwangere Nachtluft. Inzwischen waren weitere Gäste in die Taverne eingekehrt. Morten beobachtete zwei junge Griechen, die sich an den Nebentisch gesetzt hatten und nun, nachdem sie sich eine Weile unterhalten hatten, ein Backgammonspiel zwischen sich schoben. Es war der gleiche Tisch, an dem er damals mit Milan gesessen hatte, eigentlich der Anfang seines Glücks, wie er nachdenkend feststellte.

Die beiden spielten, wie Morten es immer bei Griechen erlebt hatte: Vorsichtig, stets darauf bedacht, möglichst keinen Stein bloßzustellen, ein meditatives Hin- und Hergeschiebe, bei dem am Ende der Zufall der höheren Zahlen über den Sieg entschied. Und als einer der Griechen auf den Fahrer seinen Aufbau idealen Pasch mit der gewohnten Vorsicht reagierte, stöhnte Morten laut auf. Er erhob sich kopfschüttelnd, beugte sich über das Brett und zeigte mit einigen wenigen Umstellungen, welche weitaus besseren Möglichkeiten sich durch diesen Pasch geboten hatten. Die Griechen musterten ihn mit einer Mischung aus Befremden und Neugier, wechselten einige Worte, und der, der Morten am nächsten saß, rückte einen Stuhl weiter und schlug vor, dass er gegen seinen Freund eine Partie spielen solle. Und kaum hatte Freya ihm wohlwollend zugenickt, nahm Morten Platz und baute mit fiebiger Eile die Steine auf.

Schon bei seinen ersten Zügen registrierte Morten die kaum verhohlene Überheblichkeit in den Mienen der beiden Griechen. Er wusste, dass sie seine Eröffnung als stümperhafte Sorglosigkeit eines Anfängers ansahen, dass sie jede Möglichkeit, die er ihnen zum Schlagen seiner Steine anbot, sofort wahrnahmen. Sein Ziel aber war es nicht, möglichst unbeschadet in das eigene Viertel zu gelangen, sondern den Aufbau seines Gegners zu stören und zu zerstören, langsam und geduldig, ihn zum Schlagen zu zwingen, einmal, zweimal, mehrmals, bis sämtliche Steine hältlos über das Brett verteilt waren und er in dem entstandenen Chaos das Netz seiner Berechnungen zuziehen konnte.

Ein halbes Dutzend Partien lang ging Mortens Taktik auf. Die Griechen, die abwechselnd gegen ihn gespielt hatten, schienen seine Siege als zufälliges, ja unglaubliches Glück anzusehen. Er sah es an den Blicken, die sie sich zuwirfen, hörte es an dem aggressiven Ton ihrer Stimme, mit der sie die Kommentare der inzwischen zahlreich um den Tisch versammelten anderen Gäste bedachten. Als sein Gegenüber sich erneut geschlagen geben musste, legte Morten einen Geldschein auf den Tisch, fast den Tagesverdienst eines Arbeiters. Ein Spiel noch, sagte er, ein letztes Spiel. Ein Raunen ging durch die Reihen der Umherstehenden, und auch die beiden Griechen wirkten überrascht, ja ängstlich ob der Höhe des Scheines. Morten aber wusste bereits, dass sie nicht würden widerstehen können, zu oft hatte er dies erlebt.

Das Spiel begann wie die anderen auch. Während Morten sich den Wein nachschenkte, beobachtete er die Hilflosigkeit in dem Gesicht seines Gegners. Der Griech sah, dass sich wieder jene Konstellation herauskristallisierte, die ihn zuvor jedes Mal hatte verlieren lassen. Seine Lippen waren aufeinander gepresst, und er wehrte das nervöse Tuscheln seines Freundes mit fahriegen Gesten ab. Inzwischen befanden sie sich in der Schlussphase des Spieles. Ein Stein noch, und Morten konnte mit dem Herauswurf beginnen. Doch durch die einzige mögliche Zahlenkombination musste er eben diesen einen Stein bloßstellen, und gleichfalls durch die einzige mögliche Zahlenkombination wurde dieser Stein geschlagen. Mehrmals hintereinander gelang es Morten nicht, in das Ausgangsfeld zurückzukehren, trotz einer Vielzahl sich bietender Möglichkeiten. Zwar war das Spiel weiterhin offen, und ein passender Wurf hätte gereicht, der drohenden Niederlage zu entkommen, doch mit

jedem neuen Fehlwurf wurde die Niederlage wahrscheinlicher, bis sie schließlich unausweichlich wurde. Und als Morten noch vor dem Ende des Spiels aufstand und mit einem stummen Nicken den Tisch verließ, begegnete er den spöttischen Blicken der Gaffer, Blicke, die ihn taumeln ließen. Ob das nahtig gewesen sei, fragte Freya, als er sich wieder zu ihr gesetzt hatte. Morten, der sich mühsam zu beherrschen suchte, zuckte ohnmächtig mit den Achseln. Wein schwuppte aus dem Glas, bekleckerte sein Hemd. Ungeschickt versuchte er, die Flecken aus dem Leinen zu wischen, und die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen verstärkte seine Wut ebenso wie das Lachen, das von den Nebentischen zu ihm herüberschallte. Diese verdammten Griechen, presste er hervor, jetzt machten sie sich auch noch über ihn lustig.

Freya strich sich müde durch das Haar. Das sei doch nur ein Spiel, sagte sie, Wahrfel, zwei Wahrfel, die über das Glück entschieden. Zufall, mehr nicht. Warum musste er auch um Geld spielen? Wahrscheinlich hätten die beiden nur darauf gewartet, dass er sie ansprach, hätten ihn erst einmal gewinnen lassen, um ihn dann in die Falle zu locken.

Morten lachte bitter. Was wisse sie denn schon darüber? Sie kenne das Spiel doch gar nicht! Zufall! Glück! Er kippte den Rest des Weines hinunter. Damals, grinste er, damals, genau dort an diesem Tisch, habe Milan erst auch nicht glauben wollen, dass man das Glück berechnen, ja geradezu zwingen kann, dass habe mit Zufall nichts zu tun, rein gar nichts. Er stockte, als er Freyas Hand auf seinem Arm spürte. Sie sollten besser gehen, flüsterte sie, er sei betrunken. Und was Milan anbetrafte, so habe sie gar nicht gewusst, dass dieser überhaupt die Regeln dieses Spiels beherrsche. Milan sei kein Spieler, im Gegenteil, er habe solche Leute geradezu verachtet. Sie lachte, ein mitleidiges, ein verletzendes Lächeln, so wie Morten es bei ihr noch nicht gesehen hatte.

Morten entzog sich ihrer Berührung mit einem unbeherrschten Ruck, doch dieser Ruck war wie ein Dammbruch, der alles an Gefühlen, die er in sich trug, unkontrolliert nach oben schießen ließ. Sie habe ja keine Ahnung, schrie er und sprang auf. Milan, der ehrliche Milan, ein Spieler? Aber nein, Milan doch nicht! Dabei hätte sie ihn mal hören sollen, ihren Milan, damals, als er ihn in Prag besuchte. Ach ja, das wisse sie ja nicht. Was wisse sie überhaupt? Dass Milan seit Jahren ein Verhältnis habe? Dass dieses Videostudio in Wahrheit eine billige Pornobude sei? Nichts davon wisse sie, auch nicht, dass die ganze Finanzierung dieses Projektes, ihre Trennung, dass alles von Milan geplant gewesen sei, sogar der Brief, den sie Milan geschrieben habe, sogar ihren letzten Brief habe Milan vorausgesehen, ja, er habe ihn ihm sogar über das Telefon vorgelesen, sozusagen als Bestätigung seines Planes. Milan kein Spieler? Für ihn sei das ganze Leben ein Spiel, aber ein Spiel, in dem nur der Berechnende gewinne. Und das habe er von ihm, Morten, allein von ihm gelernt, und zwar genau dort an diesem Tisch. So sei das!

Morten sank zurück in den Stuhl, sein Ausbruch hatte eine Leere hinterlassen, der er nun schwer atmend nachspürte, so dass er zusah, einfach so zusah, wie Freya aufstand, ihre Jacke überstreifte und wortlos von ihm ging. Die Verachtung, die in ihrem Gesicht stand, verband sich mit dem Wein zu einem betäubenden, ja wohltuenden Gefühl des Triumphes, das endlich alles um ihn herum verstummen ließ. Das Klimpern der Bouzouki, das Geschwätz der Griechen, das Rauschen des Meeres, all das entfernte sich von ihm. Das letzte, was er wahrnahm, war das Starten eines Automotors, und noch bevor das Geräusch sich in der Stille aufgelöst hatte, war er in einen tiefen, traumlosen Schlaf gefallen. Der Kreis war geschlossen.

Die Gitarre

Die Decke der Gitarre bestand aus massiver Fichte, deren Zeichnung matt durch den Staub schimmerte. Winter fuhr mit dem Ärmel seines Mantels über den stumpf gewordenen Lack. Unterhalb der Rosette des Schallochs konnte man noch den Umriss des Schlagbretts erkennen, darunter war nur noch blankes Holz.

Winter erinnerte sich, wie er das Schlagbrett damals vorsichtig abgelöst hatte. Er erinnerte sich sogar an den Tag, einen Freitag, seinen achtzehnten Geburtstag. Einige Monate später war er in diese Stadt gezogen, und fast vier Jahre war diese Gitarre das wertvollste gewesen, was er besessen hatte. Winter tastete mit der Hand über die Wölbung der Zarge. Er konnte den Riss spüren, den er bei einem seiner Kneipenauftritte durch seine Unvorsichtigkeit verursacht hatte. Sehen konnte man ihn nicht mehr, den Riss, aber fast hörbar.

Der Mann, der die ganze Zeit über hinter ihm gestanden hatte, räusperte sich.

»Ist bestimmt durch unzählige Hände gegangen. Ich sagte ja schon, sie muss überarbeitet werden. Bislang bin ich noch nicht dazu gekommen.«

Winter schielte auf die staubigen Gitarrenkoffer, die ungeordnet an den kalkverputzten, schmutzigen Wänden lehnten

»Wissen Sie noch, wer sie in Zahlung gegeben hat?«, fragte er.

Der Mann lehnte sich mit verschränkten Armen an den Türrahmen. In dem Licht der Glühbirne vertieften sich die Falten in seiner Stirn zu schattigen Furchen.

»Irgend so ein Straßenmusiker, ein Pole oder Russe oder so. Das muss schon über ein Jahr her sein.«

»Seinen Namen haben Sie nicht behalten?«

Das Lachen des Mannes kondensierte in dem unbeheizten Keller. »Den Namen?«

Winter zupfte einige Akkorde. Das Instrument besaß noch immer diesen warmen, melancholischen Ton.

»Heutzutage wird so etwas ja gar nicht mehr gebaut«, sagte der Mann.

Winter hätte gern noch ein wenig gespielt, aber nicht in Gegenwart des Mannes.

»Ich nehme sie.«

»Mit dem Preis kann ich aber nicht runtergehen.«

»Der Preis ist in Ordnung«, sagte Winter.

»Dann lassen Sie uns nach oben gehen«, hustete der Mann. »Wir holen uns hier noch den Tod. Und Sie machen sich Ihren teuren Mantel ganz schmutzig.«

Der Tod. Als er vor über zehn Jahren die Gitarre in einem Leihhaus versetzte, war er dem Tod näher gewesen als dem Leben, ein lebender Toter, der sich in seiner Wohnung verkroch und der sich nur noch wegen des Alkohols nach draußen wagte. Winter fühlte, wie sich die Erinnerung als lächelnder Druck in seiner Brust ausbreitete. Er erinnerte sich an eine der Therapiesitzungen in der Klinik, als ihn die Ärzte gebeten hatte, ein Stofftier aus dem Haufen von Stofftieren auszuwählen, der sich neben seinem Stuhl trug. Er hatte ein Krokodil gewählt, mit einem überdimensionierten riesigen Maul, einem Maul, das bereit schien, alles zu verschlingen.

»Kommen Sie?« Die Stimme des Mannes klang ungeduldig.

In dem Verkaufsraum stand über ein Junge in einem Kasten mit Songbüchern, die genauso abgegriffen waren wie alles hier, ein Flohmarkt enttäuschter Hoffnungen, mangelnden Talents oder einfach nur blander Not. In dem Durchgang zu den Instrumenten saß eine alte Frau in einer gebückten Schärze auf einem Sessel und starre abwesend auf ein Aquarium.

»Bezahlen Sie in bar?« In der Frage des Mannes schwang Angst mit, als er die Kreditkarten sah, die in Winters Brieftasche sichtbar wurden.

»In bar«, erwiderte Winter. Er zog einige Scheine heraus und legte sie auf den Tresen. Während der Mann nachzählte, konnte Winter aus den Augenwinkeln verfolgen, wie der Junge ein Songbuch unter der Jacke verschwinden ließ.

»Eine Quittung brauche ich nicht«, sagte Winter.

»Das sind mir die liebsten Kunden«, lachte der Mann. Er blickte kurz hoch, als er die Türglocke

hÄ¶rte, die das Verschwinden des Jungen begleitete. KopfschÃ¼ttelnd lieÃt er die Schublade der Kasse zugleiten.

Â»Hier treibt sich fast nur noch Gesindel herum. Lange mach ich das nicht mehr mit.Â«

Er trat hinter dem Tresen hervor und hob fÃ¼r Winter den Gitarrenkoffer an.

Der scharfkantige Plastikgriff des Koffers schnitt sich in Winters Hand. Er kannte diesen Schmerz. GruÃlos verließ er den Laden.

In den Lichtkegeln der StraÃenlaternen blitzten Schneeflocken auf. Winter klappte den Kragen seines Mantels hoch und schritt langsam an den mit Graffitis besprÃ¼hten Hausfassaden entlang, die er so lange gemieden hatte. In der Luft hing noch immer der Geruch von Kohleheizungen, wie damals. Aus manchen Fenstern drangen orientalische Melodien und Kindergeschrei.

Der Schneefall war stÃ¶rker geworden. An der Ampel, die zu der U-Bahnstation hinÃ¼berfÃ¼hrte, standen dichtgedrÃ¶ngt Menschen. Eine Afrikanerin drÃ¼ckte schÃ¼tzend das unter einer PudelmÃ¼tze versteckte KÄ¶pfchen ihres Babys unter ihr Kinn. Ein Mann mit einer Baseballkappe, der wie Winter die Szene beobachtete, verzog das unrasierte Kinn zu einem LÄ¤cheln. Er hielt einen StraÃenrosen unter dem Arm geklemmt. Um diese Zeit erwarteten die Restaurants die ersten GÄ¤ste. Die Ampel sprang auf GrÃ¼n. Die Menschentraube bewegte sich schweigend an den Scheinwerfern der Autos vorbei.

In dem Eingangsbereich der Station roch es nach Urin. Zwei Junkies, die an einem Werbeplakat lehnten, blinzelten Winter misstrauisch an. Der Gitarrenkoffer schien sie davon abzuhalten, ihn anzusprechen. Auf der Rolltreppe hÄ¶rte Winter ihr Lachen.

Das Kreischen aus dem Schacht kÃ¼ndigte die Ankunft der U-Bahn an. Winters Hand klammerte sich fester um den Griff des Gitarrenkoffers. Der Schmerz lenkte ihn von seiner aufkeimenden Panik ab.

Es war am Abend nach seinem letzten Auftritt gewesen. Jenem Auftritt, als ihn die Sicherheit selbst bei den einfachsten StÃ¼cken verlassen hatte. Als die wenigen ZuhÄ¶rer in der Kneipe einfach nur noch mitleidig geschwiegen hatten. Jener Abend, als er plÃ¶tzlich gezÄ¶gert hatte, in die Bahn einzusteigen. Und bereits am folgenden Morgen war er nicht mehr in der Lage gewesen, in irgendeine Bahn einzusteigen.

Winter balancierte den Koffer zu einem freien Platz an der RÃ¼ckbank. Mit geschlossenen Augen hÄ¶rte er erstmals seit damals das surrende Gleiten der RÄ¤der. Das Schaukeln des Wagens lieÃt ihn das Gewicht seines KÄ¶rpers spÃ¼ren. Winter atmete ruhig und gleichmÄ¤ig.

Er wusste nicht mehr, wie viele Stunden vergangen waren, seit er sein BÄro verlassen hatte. Wahrscheinlich standen sie jetzt um seinen Schreibtisch und wÃ¼rden versuchen, ihn Ã¼ber das Handy zu erreichen. WÃ¼rden ihn mit einstudierter Betroffenheit in der Stimme fragen wollen, was mit ihm los gewesen sei, warum er mitten in der PrÄ¤sentation seinen Vortrag abgebrochen und den Raum verlassen hatte. Was hÄ¤tte er ihnen sagen sollen? Dass er ihren besten Kunden und seinen beheizten Firmenwagen stehen gelassen hatte und inmitten der KÄ¤lte ohne Schal und Handschuhe lieber ziellos durch die Stadt gelaufen sei? Dass er schlieÃlich vor diesem TrÄ¶delladen gestanden hatte, den er von frÃ¼her kannte, und in den er nach kurzem ZÄ¶gern eingetreten war und nach dieser ganz bestimmten Gitarre gefragt hatte? Dass dann dieser Mann geantwortet hatte, ja, so eine Gitarre besÄ¤tigt er zufÄ¤llig. Dass ihm dann ganz heiÃ vor Aufregung geworden sei, als sie die Treppe in den Keller hinabstiegen, wie einem Kind zu Weihnachten kurz vor der Bescherung? Waren das Antworten eines Mannes von vierzig Jahren, wo es doch nur um eine alte Gitarre ging?

Oder hÄ¤tte er sagen sollen, da war dieses Lied, das er heute morgen beim Aufwachen im Radio gehÄ¶rt hatte. Dieses Lied, das er so lange nicht gehÄ¶rt hatte, so dass er beim Rasieren plÃ¶tzlich hemmungslos zu weinen angefangen hatte, dass er gar nicht mehr aufhÃ¶ren konnte zu weinen, dass ihm seine durchgestylte Wohnung plÃ¶tzlich so elendig leer und kalt vorgekommen war, auch all diese Gesichter in der Agentur waren plÃ¶tzlich so elendig leer und kalt, und dass er diese SÄ¤tze nicht mehr ertragen konnte, die er im Licht des Overheadprojektors von sich gab, diese in einstudiert arroganter Tonfall vorgetragenen, durchgestylten SÄ¤tze, die seit eingen Jahren sein neues Leben ausmachten und die Ã¼berall in der Stadt an den WÄ¤nden hingen, selbst an jenem Plakat, an dem eben die Junkies gelehnt und ihn ausgelacht hatten?

»Entschuldigen Sie ...«

Den Worten, die durch das Schaukeln drangen, haftete ein slawischer Akzent an. Winter öffnete die Augen. Ihm gegenüber saß der Mann mit der Baseballkappe. Er hatte die Rosen auf den Schoß gelegt und lächelte Winter unter seinen buschigen Augenbrauen zägerlich an. Sein Blick wanderte zu dem Gitarrenkoffer, den Winter zwischen die Beine geklemmt hatte.

»Sie haben sich verletzt.«

Winter folgte seinem Blick. Aus dem Handballen, der den Griff des Gitarrenkoffers umklammerte, tropfte Blut auf die Kunststoffhaut.

Winter zuckte wortlos mit der Schulter. Der Mann mit der Baseballmütze sah ihn weiter schweigend an. Als die U-Bahn in die nächste Station einfuhr, stand er auf.

»Sie sind Musiker?«

Wieder schwieg Winter.

»Passen Sie lieber auf«, sagte der Mann. »Musik ist wie Krokodil. Immer hungrig. Frisst alles.« Der Mann stieg aus. Die Türen schlossen sich. Die Bahn fuhr an. Winter lehnte sich zurück. Der von seiner Hand ausstrahlende Schmerz hatte sich jetzt in seinem ganzen Körper ausbreitet. Aber es war ein wohltuender, mahnender Schmerz, der ihn an das eigentliche Leben erinnerte, hier tief unten in den Eingeweiden der Stadt.

Ja, dachte er, und lächelte.

MÃ¤xander

Als sie zu lesen begann, zogen meine FingernÃ¤gel Linien auf dem Tischtuch. HÃ¼bsche Linien, fand ich, und ich beschloss, sie MÃ¤xander zu nennen.

Ich zog also diese mÃ¤xanderhaften Linien und hÃ¶rte zu.

Als sie das Blatt weglegte, war da ein Moment der Stille. Gerne hÃ¤tte ich ihn unterbrochen und gesagt, das MÃ¤xanderhafte ihrer SÃ¤tze habe mir gefallen. Aber das hÃ¤tte ich natÃ¼rlich erklÃ¤ren mÃ¼ssen. Also schwieg ich.

Einige Tage spÃ¤ter schwebte eine Melodie an mir vorbei. Ich erinnerte, ihr schon einmal, zwischen den Linien des Tischtisches, begegnet zu sein. Ich fing sie auf, bettete sie in einen Reim und nahm beides auf einer Kassette auf.

Abends fÃ¼llten wir Wein in unsere GlÃ¤ser und hÃ¶rten zu. Meine Augen wanderten Ã¼ber das Labyrinth unsichtbarer Linien, und ich wÃ¼nschte, ihre Gedanken lesen zu kÃ¶nnen.

Nach einem Moment der Stille lÃ¤chelte sie. Wir stieÃŸen an. Und obwohl ich sie gerne noch nach meinem Lied gefragt hÃ¤tte, verzichtete ich darauf.

An diesen mÃ¤xanderhaften Abenden braucht es keine ErklÃ¤rungen zwischen uns.

Zwischen den Jahren

Damals, zwischen den Jahren, stand ich schon einmal hier, lehnte ich schon einmal an diesem Pfeiler. Auch damals hatte sich Rauhreif auf die Schwellen gelegt, und aus den Eingeweiden der Waggons war Dampf entwichen. Und auch damals war $\frac{1}{4}$ ber allem diese Stille gewesen, diese v \ddot{A} llige Lautlosigkeit des Feiertags, die nur vom L \ddot{A} uten der Kirchenglocken ummantelt wurde.

Und wie damals h \ddot{A} re ich das Sch \ddot{A} rfen meines Absatzes, rieche ich das Bittere meines Atems, und wie damals wei \ddot{A} ich nicht, ob es die K \ddot{A} alte ist, die mich zittern l \ddot{A} et.

Damals konnte ich von hier mein Zuhause sehen. Das geht nicht mehr, schon lange geht das nicht mehr, selbst wenn es diese Mauern nicht g \ddot{A} be, w \ddot{A} rdet ich es nicht mehr finden, mein Zuhause. Zu vieles hat sich ge \ddot{A} ndert in all den Jahren, Jahre, die eine H \ddot{A} lfte meines Lebens ausmachen. Aber jetzt, inmitten dieser Stille, scheint es mir nur ein Traum gewesen zu sein, dieses halbe Leben, . scheint es mir, die Mauern vergessen zu k \ddot{A} nnen.

Und ich schaue die Gleise entlang, diese unendliche, spiegelnde Gerade, die in den Horizont m \ddot{A} ndet, und ich frage mich, welche Richtung es sein mag, dort am Horizont, und endlich f \ddot{A} llt mir ein, dass es nach Osten ist, wohin ich blicke.

Es war ein Tag wie dieser, als ich schon einmal an diesem Pfeiler lehnte, als ich immer wieder nach Osten blickte, als ich in der Lautlosigkeit des Feiertags das Aufgl \ddot{A} hen meiner Zigarette zu h \ddot{A} ren meinte. Wie langsam die Minuten verronnen waren, damals, wie unendlich langsam. All das, was Begehrten ist, schien sie erlahmen zu lassen, all das, was Jugend ist, schien sie erstarren zu lassen. Wie ungeduldig ich gewesen war, damals. Und um wieviel ungeduldiger, als ich hier an diesem Pfeiler lehnte.

Und wieder f \ddot{A} hle ich all das, was Ungeduld, was Begehrten ist, als w \ddot{A} ren diese Gef \ddot{A} hle eben erst geboren, und wieder meine ich, mein halbes Leben sei nur ein Traum. Und wieder blicke ich die Gleise entlang, presse ich das Kinn in den Schal, rieche ich das Bittere meines Atems, zerdr \ddot{A} ckt mein Absatz die Glut und mit ihr die Minuten, die l \ddot{A} ngst vergangen sind.

Ein verschneiter Abend. Hinter dem Horizont eine Stadt. So oft schon hatte ich die Stationen gez \ddot{A} ahlt bis zu dieser Stadt, so oft. Alles schien bekannt. Aber dann, als ich die Stadt erreichte, als ich die K \ddot{A} alte sp \ddot{A} rte, die K \ddot{A} alte, die erst meinen, dann unser beider Atem sichtbar machte, als wir dann durch die vom Feiertag geschm \ddot{A} ckten Stra \ddot{A} en gingen und unsere Schultern wie zuf \ddot{A} llig sich ber \ddot{A} hrten, unsere H \ddot{A} nde wie zuf \ddot{A} llig sich ber \ddot{A} hrten, da sp \ddot{A} rte ich die K \ddot{A} alte nicht mehr.

Und wieder blicke ich nach Osten. Und jetzt meine ich die Stadt zu sehen, die Lichter, die Stra \ddot{A} en, und pl \ddot{A} tzlich meine ich die W \ddot{A} rme ihres Atems zu f \ddot{A} hlen, diese W \ddot{A} rme, die meine Wange benetzt, sie streichelt, liebkost.

Wie wir also zusammensa \ddot{A} en, damals, um uns die Stimmen so vieler. Als wir dann zusammensa \ddot{A} en und endlich allein waren. Als ich dann ihre Lippen ber \ddot{A} hrte, die dann meine Lippen ber \ddot{A} hrten.

Als dann das Ernste in ihren Augen zu einem L \ddot{A} cheln wurde. Dieses L \ddot{A} cheln. Diese Augen.

Alles wird gut, dachte ich damals. Alles wird gut.

Und ich wende meinen Blick vom Horizont, und ich presse mein Kinn in den Schal, und ich rieche das Bittere meines Atems, und ich l \ddot{A} chle, ja ich l \ddot{A} chle, denn es scheint wirklich nur ein Traum gewesen zu sein, dieses halbe Leben.

Und jetzt, endlich, h \ddot{A} re ich das Kratzen des Lautsprechers, und pl \ddot{A} tzlich erschrecke ich, ich erschrecke, denn das Kr \ddot{A} chzen ist mir vertraut, und tats \ddot{A} chlich, auch die Worte sind mir vertraut, und ich trete zur \ddot{A} ck, lehne nicht mehr an diesem Pfeiler, trete hinter ihn, wie damals, und ich wei \ddot{A} ich, jetzt sind sie verronnen, die Minuten, und ich wei \ddot{A} ich, dass mein Zittern nicht von der K \ddot{A} alte kommt, denn auch damals sp \ddot{A} rte ich die K \ddot{A} alte nicht mehr.

Und wie damals wird die Stille, diese v \ddot{A} llige Lautlosigkeit des Feiertags von einem Beben erf \ddot{A} llt, und wie damals kreischen die R \ddot{A} der unter dem st \ddot{A} ahlernen Druck der Bremsen, entweicht die W \ddot{A} rme aus den Eingeweiden der Waggons, und wie damals klopft mein Herz bis zum Hals, als sich die T \ddot{A} ren \ddot{A} ffnen.

Und wie damals springen meine Augen von einem Abteil zum anderen. Und wie damals verengen sie sich bei jedem Schatten, jeder Statur, die ihre sein k \ddot{A} nnnte. Und wie damals erschrecke ich, als das Kr \ddot{A} chzen wieder ert \ddot{A} nt, als es zu Worten wird. Worte die kr \ddot{A} chzen, einfach so kr \ddot{A} chzen, dass alles

nur ein Traum war, damals. Nur ein Traum.

Ein letztes Mal bewegt sich mein Absatz, erstickt die Glut, erstickt das, was längst erloschen war. Ein letztes Mal schaue ich die Gerade entlang, diese spiegelnde Gerade, die nach Osten weist. Ein letztes Mal rieche ich das Bittere meines Atems, berühre ich diesen Pfeiler, an den ich mich gelehnt habe. Rauhreif liegt auf den Schwellen, über den Mauern, über allem. Die Glocken läuten nicht mehr. Die Lautlosigkeit, die sie behüten haben, ist vergangen. Ich steige ein in den Zug, ich steige ein, ohne mich noch einmal umzudrehen.

Die Zeit damals zwischen den Jahren ist vorbei.

Ein Nachtlied

Lichter, näherkommend.
Ein Ortsname aus verwirrenden Konsonanten.
Autos vor einer Bahnschranke.
Graue, schmucklose Häuser.
Die Silhouette eines Kirchturms.
Eine Fabrik. Noch eine Fabrik.
Dann, ohne Übergang, wieder nur diese Dunkelheit, der Luftzug der Leitungsmasten, das Klopfen der Räder, der Geruch von Zwiebeln aus dem Mund der alten Frau auf dem Platz uns gegenüber.
Ein Lied, das alles. Ein Nachtlied.
Ich meine dieses Lied zu kennen. Es gibt mir ein Gefühl von Geborgenheit, und ich wünschte, tiefer darin eintauchen zu können.
Es ist friedlich, nachts in polnischen Zägen. Trotz der Enge, trotz des Schaukelns: friedlich. Hanna schläft. Ich fühle die Wärme ihres Atems über meine Hand streichen. Vorsichtig lasse ich den Arm von ihrer Schulter und balanciere mich über Gepäckstücke und ausgestreckte Beine hinweg zur Türe.
Es ist kahl auf dem Gang. Ich nicke den beiden Männern zu, die einige Schritte weiter auf ihren Koffern sitzen und sich unterhalten. Sie drehen mir ihre Gesichter zu, male, friedliche Gesichter. Ich drücke den Fenstergriff herunter und lehne mich hinaus.
Diese Dunkelheit. Weit und unwirklich, unterbrochen nur von einsamen Lichtern, die vom Wirbeln meiner Haare zerstoben werden. Ich stelle mir vor, wie es morgen sein wird, wenn all das Unwirkliche Gestalt annimmt. Ich sehe ein Café. Ich sehe Hanna und mich, wie wir im Kreise ihrer Freunde sitzen. Ich sehe, wie sie mich anlächelt, während sie mit der Schuhspitze mein Bein berührt. Und ich sehe mich, wie ich lachend mein Bein nach vorne schiebe.
Ja, ich kenne es, dieses Nachtlied. Und ich frage mich, wie sich meine Mutter gefühlt haben möchte, als sie dessen Strophen in sich aufnahm. Als ihre Richtung die andere, die entgegengesetzte war. Als sie meinem Vater in die Fremde folgte. Die Fremde, die dann meine Heimat wurde.
Sie hat mir ein einziges Mal davon erzählt, und ich hatte mich in meinem Kissen aufgestützt und ihr zugehört. Sie erzählte, wie glücklich sie gewesen war in jener Nacht in einem polnischen Zug. Aber sie hat nicht von all den Geräuschen, Gerächen und Lichtern erzählt, überall das Liedhafte, das sie in sich tragen. Und vielleicht, ja, vielleicht ist es das, sind es all diese Geräusche, Geräuche und Lichter, die ich in ihrem Leib bereits wahrzunehmen vermochte.
Einer der Männer ruft mir etwas zu. Er hält eine Thermoskanne in der Hand, aus der das Aroma schwarzen Tees herüberweht. Ich winke ab, sage »Danke«. Der Mann schraubt den Deckel zu. Ich schiebe das Fenster hoch und balanciere mich über Gepäckstücke und ausgestreckte Beine hinweg zurück zu meinem Platz. Hanna seufzt, als ich meinen Arm wieder um ihre Schulter lege.
Der Luftzug der Leitungsmasten, das Klopfen der Räder, die gedämpften Stimmen vom Gang, der Geruch von Feldern, Zwiebeln, Schweinefleisch und Leder, all das entfernt sich.
Zuletzt ist es nur die sanft schaukelnde Dunkelheit, die sich in mir ausbreitet, die mich milde stimmt und mir das Gefühl von Heimat gibt.

FÃ¼nf Bierdeckelgeschichten

Bitter sind die Oliven

Als Paul hier zum ersten Mal hereingestolpert war, trug Giuseppe noch bunte Hemden und beim Herausfischen der Oliven hatte seine Hand nicht die Spur gezittert, nicht einen Millimeter.

Paul wuÃŸte, daÃŸ auch an ihm die Jahre nicht spurlos vorÃ¼bergegangen waren. Nur die Geste war die glei-che geblieben: Ein senkrechter Fingerzeig auf das grazile Glas und ein knappes â€žGrazieâ€œ, wenn Giuseppe ihm einen weiteren â€žWodka Tristesseeâ€œ an den Tresen brachte. Dabei war dieses eine Wort inzwischen ebenso Ã¼berflÃ¼ssig wie der Fingerzeig. Denn Giuseppe war seit zwei Jahren taub, und nach Zehn-gab es hier sowieso nichts anderes.

Paul klebte die Briefmarke auf den Umschlag und schÃ¼ttelte sich, weil seine Handschrift so schlampig geworden war.

Sogar das hatte sie ihm angetan, diese Schlampe, dachte Paul.

Ja, er hatte sich das alles anders vorgestellt, damals. Ganz anders. Und er schÃ¼ttelte sich noch einmal, diesmal ob der Bitterkeit der Triester Oliven.

Endstation Sehnsucht

Aus der Juke-Box nÃ¶lte die ewig gleiche Schnulze, und der Ventilator quietschte, als erwartete er die letzte Ã–lung. Leanders Augen mÃ¤nderten glasig zwischen dem Marlon-Brando-Poster und seinem eigenen Spiegel-bild im Zapfhahn hin und her, wÃ¤hrend er mit der Zigarettenenglut nacheinan-der drei Nachtfalter auslÃ¶schte, die sich Ã¼ber die KrÃ¼mel seines Hawaii-toasts hermachten.

Marlene, die angeblich mal was mit einem Kerl aus Hollywood gehabt hatte und seitdem fÃ¼r alle anderen MÃ¤nner verloren war, und die sie alle hier deswegen und weil sie halt aus Pommern stammte nur "Alleene" nannten, Marlene also hob ihre schweren Augenlider und warf Ã¼ber das Gesichtertuch hinweg einen Blick auf die fleckige Fotografie mit dem blonden Flittchen neben den wie gemalt ins Tresenholz gebrannten Nachtfaltern.

â€žAch Jungchenâ€œ, seufzte sie.

â€žLass mich doch, Alleeneâ€œ, murmelte Leander.

Und wie immer glucksten daraufhin die beiden Filmfreaks am anderen En-de des Tresen synchron in ihre WeizenglÃ¤ser, weil diese Szene zwar nicht neu, aber jedes Mal aufs Neue richtig groÃŸes Kino war.

Baise moi

Die Stadt seufzte in der SchwÃ¼le des SpÃ¤tsommers, sogar der Gummibaum neben der Espressomaschine lieÃŸ erstmals seit Menschengedenken seine BlÃ¤tter hÃ¤ngen. Die beiden Backgammonspieler, die wie immer neben dem Durchgang zum Pissoir saÃŸen, fuhren sich abwechselnd Ã¼ber die faltigen Gesichter, wÃ¤hrend im Hintergrund ein einÃ¤ugiger Fremdenle-gionÃ¤r einen Dreibander nach dem anderen Ã¼ber das abgewetzte MeergrÃ¼n des Billardtisches jagte.

Mimi haÃŸte Paris, aber das wuÃŸte sowieso jeder hier. Vor allem aber haÃŸte sie diese Typen, die mit alten Geschichten prahlten, doch das war eine andere Ge-schichte.

â€žÃ„rsche waren das! Ã„rsche, Mimi, solche fetten Ã„rsche!â€œ, rief ihr der FremdenlegionÃ¤r mit kÃ¼rbig ausgebreiteten Armen zu, nachdem er mal wie-der herumposaunt hatte, wie er damals in der WÃ¼ste allein gegen einhundert bis an die ZÃ¤hne bewaffnete Kameltreiber die Stellung gehalten hatte und ihm als Dank fÃ¼r sein dabei draufgegangenes Auge drei kos-tenlose NÃ¤chte in einem der teuersten algerischen Puffs gewÃ¤hrt wurden.

Mimi ging vor die TÃ¼r, suchte im Violett der A-benddÃ¤mmerung die Silhouette des Eiffelturms und preÃŸte ein tonloses â€žFick michâ€œ an der maisgelben Gauloise vorbei.

Auf franzÃ¶sisch natÃ¼rlich.

Eine letzte Zigarette

Eigentlich war alles nur ein blÃ¶der Zufall gewesen. Warum mussten sie damals auch ausgerechnet hier diese Panne gehabt haben, mitten am Arsch der Welt, wo diese verdammte Bahnhofskneipe zum Verkauf angeboten wurde, spottbillig, klar, das war schon ein wenig verdÃ¤chtig, aber Britta meinte, die Ossis hÃ¤tten keinen blassen Schimmer vom Wirtschaften, und Ã¼berhaupt, gesoffen wurde schlieÃŸlich immer und Ã¼berall.

Manni stellte die leere Flasche RotkÃ¤ppchen auf den blitzblank gewiener-ten Eichenholztresen, schlurfte zur TÃ¼r, hÃ¤ngte das Emaileschild mit der Aufschrift â€žGeschlossenâ€œ an den Messinghaken unter der Gardinenstange und warf einen letzten Blick Ã¼ber die verwaisten Holztische mit Brittas selbstgehÃ¤kelten Platzdeckchen.

Die Bahnhofsuhr schimmerte matt unter dem dicken Lausitzer Vollmond, als er Ã¼ber den Kiesweg auf die Gleise zuwankte. In fÃ¼nf Minuten kam der GÃ¼terzug, auf den wenigstens war Verlass. Zeit genug fÃ¼r eine letzte Zigarette.

Zeit, umzublÃ¤ttern

Morten hatte Stil, einen Stil, dessen Klasse auf einer gewissen auffÃ¤lligen UnauffÃ¤lligkeit beruhte. Die Koteletten sahen aus, als wÃ¤ren sie schon immer so lang gewesen, der Bartschatten verlieh seinem Kinn eine lÃ¤ndlich-derbe Aura und auch seinem Jackett sah man nicht an, dass es eine MaÃŸanfertigung war, von einem illegal eingewanderten usbekischen Schneider zwar, aber immerhin.

Morten lieÃŸ den Rauch seiner Nil langsam durch die Nase entweichen, wÃ¤hrend er selbstversunken auf Seite 449 von Mann ohne Eigenschaften starre. Mechanisch kloppte er mit der Linken die Asche ab, wobei er dar-auf achtete, dass unter dem Ärmel des Jacketts die schlichte GlashÃ¼tte-Uhr zum Vorschein kam, ein ErinnungsstÃ¼ck an Onkel Erich aus Stalin-stadt, der Mitte FÃ¼nfzig nach Wien abgehauen war und sich dort bis zu diesem schrecklichen Unfall mit einem Fiaker als Ornithologe und Witwen-trÃ¶ster einen Namen gemacht hatte.

"Wie spÃ¤t ist es denn?", lÃ¤chelte die schon leicht angezwitscherte BrÃ¼net-te, die zwei Hocker weiter saÃŸ und bereits den dritten Piccolo vor sich stehen hatte. Ohne aufzublicken drehte Morten das Handgelenk in ihre Richtung. Das wirkte sehr lÃ¤ssig, und auch wenn er nicht so genau wusste, wie es nun weitergehen wÃ¼rde, eines wusste er genau: Es war Zeit, um-zublÃ¤ttern.

Rot

Hätte ich Spuren hinterlassen auf meinen Wegen in diesen zwanzig Jahren, nahezu unsichtbare Spuren, so als wäre ich beim ersten Kontakt mit dieser Stadt in schon fast getrocknete Farbe getreten und seitdem verteilte sich ein winziger Hauch dieser Farbe mit jedem einzelnen meiner Schritte in diesen zwanzig Jahren über alle Wege, und wäre die Farbe ursprünglich ein kräftiges Rot gewesen und sage ich jetzt, nach diesen zwanzig Jahren aus größer, sehr größer Höhe auf die Stadt hinab, so sage ich eine rote Karte meines Lebens in diesen zwanzig Jahren, und je größer der Abstand wäre, umso mehr würde sich meine Karte zu einem einzigen Klecks verdichten, der am Ende die Reinheit und Intensität der ursprünglichen Farbe besaße.

Würde ich nun tiefer sinken, so veränderte sich die Struktur dieses Kleckses, kannte ich anhand der Schattierungen zuerst meine Wohnungen erkennen, eine davon als leuchtend roten Punkt, der sich aus all den Schritten in all den Tagen in all den Jahren ergäbe, und da ich die Hälfte der Zeit darin wohnte, sah dieser Punkt einen Strahlenkranz aus Linien, Linien, die führen zu den Bahnhöfen, zu den Supermärkten und Geschäften, zu den Kneipen, zu den Frauen und Freunden, zu der Universität, den Kinos, Theatern, Musikclubs, Parks, Fabriken und Bistros, und wie entfernter Sonnen verteilten sich die überbrigen Wohnungspunkte in dem Rot, mal deutlicher, mal fast unsichtbar, aber alle mit roten Linien versehen, von denen sich manche mit jenen des hellsten Sterns kreuzten.

Ließe ich mich nun noch tiefer sinken, so tauchten um meine Sonnen wie aus dem Nichts die Endpunkte dieser Linien als Trabanten auf, mal in der Größe von Planeten, mal bloß wie deren Monde, manche gar nur wie zufällig hingekleckste Kometen, und die Planeten wären die Wohnungen der Frauen und die Monde die Wohnungen der guten Freunde und die Kometen die Wohnungen weniger guter Freunde oder die Wohnungen von Freunden der Freunde, und fiele ich noch tiefer, so kannte ich gar einzelne Wege als zarte Linien erkennen, so unendlich zart, dass ich sie wohl nur ein einziges Mal in diesen zwanzig Jahren gegangen sein werde.

Und würde ich nicht nur sehen, sondern auch fühlen, so würde ich fühlen, dass all die Punkte, all die Kometen, Monde, Planeten und Sonnen Energie ausstrahlten, und ließe ich mich nun ziellos über meine Lebenslandkarte gleiten, so fühlte ich die Energie mal als wohltuendes Streicheln, mal als brennenden Schmerz, und mit jedem Schmerz würde ich höher steigen, und je höher ich stiege, umso seltener würde das Wohltuende, umso häufiger würde das Brennen, bis ich am Ende die Stadt und diese zwanzig Jahre als einzigen, reinen Schmerz wahrnehme, als ein unendliches Nichts, ohne Halt, ohne Sinn.

Dann, wenn ich dies träumte, würde ich aufwachen, und nur langsam, sehr langsam ließe der Schmerz nach, bis die Erschöpfung mich am Ende wieder einschlafen ließe.

Einmal aber bliebe ich wach, und bei diesem einen Mal fragte ich mich, welche Sterne, Planeten und Monde, welche Linien noch hinzugekommen sein mochten nach den nächsten zwanzig Jahren, vor allem aber fragte ich mich, ob dieser eine Punkt, ob ich ihn je finden würde in diesem Universum aus roten Jahren, jenem Universum, meinem Zuhause, das sich weiter und weiter ausdehnt und mir so viel Schmerz bereitet.

Rot ist eine schöne Farbe.

Vierspur

Beinahe andächtig wurden die Lichter hochgedimmt, als sollten sie die Stille nicht stören, die sich über den bis auf den letzten Platz besetzten Kinosaal gelegt hatte. Ich starre auf die leere Leinwand vor mir, und die Stille kam mir längst wie eine Ewigkeit vor, bis plötzlich aus einer der hinteren Reihen ein einzelnes, lautes Bravo ertönte. Damit war der Damm gebrochen. Wie von einer unsichtbaren Woge getragen erhoben sich nun nach und nach sämtliche Zuschauer von ihren Sitzen, und ein mit unzähligem weiteren Bravorufen durchsetzter Applaus brandete auf, der gar nicht mehr enden wollte und sich bei Breslauers Erscheinen auf der von Scheinwerfern ausgeleuchteten Rampe fast ins Frenetische steigerte. Mit tiefen Verbeugungen nahm er die Ovationen entgegen, jede Sekunde eines Triumphs genießend, der eigentlich jemandem zustand, von dem ich mir wünschte, er wäre hier und wäre dies kundtun, laut und wütend und ohne jede Verbeugung. Aber er tat es nicht.

Dennoch konnte auch ich das Gefühl einer gewissen Befriedigung verspüren, als ich mich etwas später in dem vor Menschen überquellenden Foyer zur Bar vorkämpfte. Dabei war mein Name nur kurz zu lesen gewesen, und ich war mir sicher, dass ihn niemand ernsthaft registriert hatte, zumal der Abspann von bedeutenden Namen nur so wimmelte, angefangen von der Besetzung der Hauptrollen bis hin zum Produzenten Franjo Breslauer, dessen Filme in den vergangenen Jahren ausnahmslos zu Erfolgen geworden waren. Umso überraschter war ich, als mich inmitten des Gedränges eine Frau ansprach, die sich als Mitarbeiterin einer niederländischen Zeitung vorstellte, deren Titel ich nie zuvor gehört hatte.

»Herr Breslauer sagte, ich sollte mich an Sie wenden, was die Entstehungsgeschichte zu diesem Film betrifft.«

»So, hat er das?«

Reflexartig blickte ich auf meine Armbanduhr. Breslauer wäre demnächst zur Premierenparty ins Marriott aufbrechen, und er hatte mir noch vor wenigen Minuten angeboten, in seiner für diesen Anlass gemieteten Stretchlimousine mitzufahren. Das wollte ich mir eigentlich nicht entgehen lassen.

»Wenn Sie jetzt keine Zeit haben, könnten wir ja für morgen einen Termin ausmachen. Es wäre mir wirklich sehr wichtig.«

Unschlüssig musterte ich die Journalistin, die mich hinter ihrer Hornbrille offen und freundlich ansah. Ich schätzte sie auf Mitte Dreizig, vielleicht auch ein wenig darüber, ungefähr mein Alter jedenfalls. Sie trug einen schwarzen Hosenanzug, der gut zu ihrer schlanken Figur und dem jungenhaft wirkenden Gesicht passte. Mein Typ war sie zwar nicht, aber sie hatte was. Ich deutete auf eine gerade freigewordene Sofaecke am anderen Ende des Foyers.

»Sie sind Holländerin?«, fragte ich, nachdem wir uns gesetzt hatten.

»Nein, aber ich lebe seit fast sieben Jahren in Amsterdam.«

»Also schén, wenn es nicht zu lange dauert, stellen Sie halt Ihre Fragen. Morgen geht esbrigens nicht, weil ich wieder arbeiten muss.«

»Ach? Und ich dachte, nach so einem Film hat man sich eine kleine Atempause verdient.«

»Ich arbeite nicht in der Filmbranche«, sagte ich. »Eigentlich bin ich auf Wohnungsräumungen spezialisiert.«

Die Journalistin rückte irritiert ihre Brille zurecht.

»Wohnungsräumungen?«

»Ja. Hier in Berlin ist das ein gutes Geschäft.«

Die hellblauen Augen hinter den Brillengläsern sahen mich forschend an.

»Lassen Sie mich raten ... Dann waren also Sie es, der auf das Leben dieses Musikers gestoßen ist?« Sie deutete auf eines der zahllosen Filmplakate an den Wänden, auf denen unter dem Titel Secret Life das schattenhafte Profil eines über seine Gitarre gebeugten jungen Mannes zu sehen war.

Ich konnte mir ein zustimmendes Grinsen nicht verkneifen.

Ehe ich mich versah, hatte die Journalistin eine der Hostessen herangewunken, die uns gleich darauf zwei Gläser Sekt auf den Tisch stellte.

»Erzählen Sie! Bitte erzählen Sie!«

Diese Aufforderung kam so direkt, ja fast flehentlich, dass ich sie nur verwundert ansah.

»Aber Sie kennen die Geschichte doch bereits«, sagte ich. »Der Film handelt schließlich davon.«
»Der Film handelt von einem verzweifelten Menschen, der auf wundersame Weise zum Idol wird. Ein Hollywood-Märchen. Ich möchte aber eine andere Geschichte hören.«
»Eine andere Geschichte?«, wiederholte ich. »Welche denn?«
Lächelnd lehnte sie sich in dem Polster zurück.
»Das fragen Sie noch? Ihre Geschichte natürlich.«

Meine Geschichte. Na gut, wo sollte ich anfangen? Am besten wohl damit, wie wir damals im Wedding diesen Dachboden ausrummten.

Etwas über zwei Jahre ist das jetzt her. Ich erinnere mich noch, dass es ein drückend heißer Nachmittag Ende August gewesen war und meine Leute nicht gerade begeistert aus dem heruntergekurbelten Seitenfenster schauten, als ich den Lastwagen im Hof parkte. Das Haus stammte aus der Gründerzeit, an so etwas wie einen Aufzug brauchte man hier keinen Gedanken zu verschwenden.

Zwei kleine Jungen verdrückten sich neugierig auf die Treppe, während wir unsere Sackkarren an Kinderwagen und Fahrräder vorbeimanövrierten. Die Hausmeisterwohnung befand sich ganz am Ende des Hausflurs.

»Schildwach Transporte. Wir sollen hier einen Dachboden entrümpeln.«

Der Hausmeister sah uns verschlafen an.

»Ich weiß, den Krempel von der ollen Skoluda.« Er reichte mir zwei klobige Schläsself. »Ganz oben, zweite Türe links. Machen Sie aber keinen Dreck, verstanden?«

Oben angekommen, waren wir ziemlich aus der Puste.

»Scheiße«, schnaufte Branko. »Wetten, dass es in dieser Bruchbude nichts zu holen gibt?« Die beiden anderen Kollegen grinsten zustimmend, während ich die marode Holztür entriegelte. Wie ich von meinem Chef wusste, war die alte Frau vergangenen Monat verstorben. Überhaupt hatten wir nur deswegen den Auftrag erhalten, weil die Konkurrenz bei der Entsorgung ihrer Habseligkeiten den Dachboden vergessen hatte.

Der erste Eindruck bestätigte Brankos Vermutungen. Manchmal stützten wir bei unserer Arbeit ja noch ganz brauchbare Sachen auf, die wir zu Geld machen konnten, hier aber sah alles nur nach der üblichen Plackerei aus. Hinter Bergen von Kartons und Plastiksäcken lugte zu allem Überfluss auch noch ein massiver alter Kühlschrank hervor. Ich wies meinen Leuten jeweils einen Bereich des Dachbodens zu und machte mich selbst an einem Regal mit größtenteils verrostetem Kochgeschirr zu schaffen.

Eine gute Stunde später hatten wir den halben Lastwagen vollgeladen. Jetzt stand uns eigentlich nur noch das Monstrum von Kühlschrank bevor.

»Schau mal«, empfing mich Maik, als ich wieder im Dachboden auftauchte. Er deutete auf eine zur Hälfte heraushängende Schublade des Kühlschranks. In dem diffusen Licht einer Dachluke konnte ich darin ordentlich aufgereihte Musikkassetten erkennen. Ich holte eine davon heraus. November Day, las ich. Darunter waren tabellarisch die Zahlen eins bis vier aufgelistet, denen nach einem Doppelpunkt eine weitere Zahl sowie eine Art Symbol folgte, das aussah wie eine runde Uhr mit nur einem Zeiger. Mir fiel auf, wie akribisch alles notiert worden war.

»Kannst du was damit anfangen?«

»Wird wohl irgendwelche Musik sein.« Achselzuckend steckte ich die Kassette zurück. »Komm, lass uns endlich fertig werden.«

Ich zog die Schublade aus dem Schrank heraus und kickte sie mit einem Fußtritt beiseite. Anschließend half ich Maik, den Kühlschrank auseinanderzunehmen.

Eine knappe halbe Stunde später war alles geschafft. Zur Kontrolle leuchtete ich noch einmal den Dachboden aus, bis ich die Schublade entdeckte, die unter den Schatten eines Balkens gerutscht war. Ich klemmte sie mir unter den Arm und knipste die Taschenlampe aus. Ein letzter prägender Blick, dann gehörte Frau Skoluda in diesem Haus endgültig der Vergangenheit an.

Nachdem wir unsere Ladung bei den zuständigen Depots entsorgt hatten, fuhr ich den Lastwagen zurück zur Firma. Meine Kollegen hatten sich bereits aus dem Staub gemacht, und auch ich freute mich auf den Feierabend, den ich mit meiner Freundin am Platzensee ausklingen lassen wollte. Beim Aussteigen entdeckte ich unter dem Beifahrersitz die Schublade mit den Kassetten, die ich selbst dort

abgelegt und wieder vergessen hatte. Diesmal wurde ich wirklich sauer. Ich verstaute sie im Kofferraum meines alten Jetta, um sie bei den nächsten Trennmaßen los zu werden. Aber als ich den Wagen durch die noch immer sonnendurchfluteten Straßen Richtung Plätzensee steuerte, hatte sich auch dieses Vorhaben wieder aus meinem Gedächtnis gelöscht.

Am folgenden Samstagmorgen lag ich entspannt im Bett und blätterte in einem Modellbaukatalog, als Marion mit mürrischer Miene im Rahmen unseres Schlafzimmers auftauchte.

»BENNO, KANNST DU MIR VIELLEICHT SAGEN, WAS DAS HIER SOLL?«

Ehe ich antworten konnte, hatte sie sich wieder abgewandt. Ich hörte, wie sie die Schublade auf die Korridordielen krachen ließ. Seufzend folgte ich ihr in die Küche.

»Sorry, ich habe das total vergessen. Kann doch mal passieren.«

»Dir passiert ständig so was«, erwiderte sie, während sie ihre schmutzigen Hände wusch. »Nicht genug, dass du dich wieder vor dem Einkaufen gedrückt hast, muss ich mich auch noch mit deinem dreckstarrenden Kram herumärgern. Der Kofferraum ist so schon klein genug. Was willst du eigentlich mit dem Zeug?«

»Gar nichts will ich damit. Komm, ich helfe dir beim Ausladen und danach fröhst du erst einmal.« Ich nahm Marion in den Arm und küsste sie zärtlich auf den verschwitzten Nacken. »Am besten im Bett, was meinst du?«

Während Marion am Nachmittag auf dem Balkon unserer Moabiter Neubauwohnung ihre Bäume aufzufrischte, hatte ich mich in den Keller zurückgezogen, um eine Weile an einem flugtückigen Modell eines Fokker-Doppeldeckers zu basteln. Seit mir vor einigen Jahren bei einer Wohnungsräumung ein ähnliches Teil unter die Finger gekommen war, hatte mich dieses Hobby gepackt, inzwischen war ich sogar Mitglied bei einem Modellfliegerclub geworden. Marion schüttelte darüber zwar nur den Kopf, aber sie selbst hatte auch so einige Macken, davon abgesehen kamen wir gut miteinander aus. Ich hatte sie vor zwei Jahren auf einem Campingplatz an der Märitzer Seenplatte kennen gelernt, im vergangenen Herbst waren wir zusammengezogen.

Ich fixierte den geleimten Heckflügel mit einigen Wäscheklammern und lehnte mich zufrieden in meinem Drehstuhl zurück. Eher beiläufig streifte mein Blick die abseits auf der Arbeitsplatte liegende Schublade, die ich vorhin mit heruntergebracht hatte. Ich fischte wahllos eine der Kassetten heraus und wunderte mich erneut über die seltsame Beschriftung. Im Inneren schimmerte mir ein altes Chromdioxyd-Band von Maxell entgegen. Beim Anblick des Labels berkam mich ein leises Gefühl von Melancholie, wie es mir manchmal ergeht, wenn ich mit Erinnerungenstücken aus der Vergangenheit konfrontiert werde.

Ich bin Ende der Sechziger geboren und war mit diesen Musikkassetten aufgewachsen. Ich weiß noch, wie scharf ich während der Schulzeit auf Mitschnitte von Rocksongs aus dem Radio war, auch wenn meistens der Moderator in das Ende reinquatschte. Später dann wurde es zu einer Art Wettbewerb, möglichst ausgefallene Zusammenstellungen aufzunehmen, zum einen für den Walkman oder die Kellerpartys, manchmal aber auch für ein Märdchen aus der Klasse, was einer Liebeserklärung gleichkam. Während der Tischlerlehre hatte ich außerdem in einer Band gespielt, Bassgitarre, dazu brauchte es nicht viel Übung. Wir hatten unsere Sessions mit ein paar billigen Mikros auf genau solchen Kassetten aufgenommen und uns beim Abhören des furchtbar verzererten Gitarrenarms schon auf den Bühnen riesiger Stadien rocken gesehen.

Als ich zum Zivildienst musste, hatte sich dieser Traum erledigt. Wegen einer Frau, in die ich mich in diesen zwei Jahren verknallt hatte, bin ich anschließend nach Berlin gezogen. Unsere Beziehung hielt nicht lange, aber da hatte ich bereits einen Job in einer Möbelfabrik gefunden. Als die dann pleite ging, war ich sogar froh darüber. Berlin mochte zwar kein gutes Pflaster für Tischler sein, bot aber sonst eine ganze Menge an Alternativen. Zu meinem Bekanntenkreises gehörten einige Leute, die als Taxifahrer jobbten und sich ansonsten ihre Zeit relativ angenehm mit Billard und Bräuten vertrieben. Also machte auch ich den Taxischein. Das ging eine Weile sogar ganz gut, irgendwann packte mich dann aber doch der Blues, zumal mein Konto ständig in den Miesen war. Auf einer Nachttour kam ich mit einem Fahrgäst ins Gespräch, der mir vorjammerte, wie schwer es sei Mitarbeiter aufzutreiben, dabei hörte man bei ihm locker gutes Geld verdienen. Zum Abschied reichte er mir eine Visitenkarte.

Horst Schildwach - Umzüge & Raumungen.

Â»Nur, falls Sie mal den Job wechseln wollen.Â«

Das mit dem Geld stimmte schon, so richtig locker verdient war es allerdings nicht, vor allem nicht in der ersten Zeit. Aber als mein Chef mitbekam, dass ich ziemlich zuverlÄ¤ssig war und obendrein entspannt blieb, wenn mal wieder was zu Bruch ging, stieg ich zu einer Art Teamleiter auf. Zehn Jahre waren seitdem vergangen, und ich fand die Arbeit noch immer okay.

Ich bÄ¼ckte mich zu dem wackeligen HiFi-Rack hinunter, in dem ich meine lÄ¤ngst ausgemusterten GerÄ¤te verstaut hatte. Es war schon ein merkwÄ¼rdiger Moment, als nach so vielen Jahren wieder die vertrauten Leuchtdioden aufblinkten. Was kurz darauf aus den Boxen drÄ¶hnte, klang allerdings mehr als grauenhaft, ein verstimmtes Geschrammel mit einer grottenhaft tiefen, mauligen Stimme. Ich hÄ¶rte mir das eine Weile an und legte eine andere Kassette aus der Schublade ein. Das Ergebnis war das gleiche. Was auch immer ich erwartet hatte, das war es jedenfalls nicht.

Einige Tage spÄ¤ter hatte sich der Sommer endgÄ¼ltig aus Berlin verabschiedet. Bei dem kÄ¼hlen Wetter ging uns die Arbeit flott von der Hand, und so konnte ich schon frÄ¼her Feierabend machen. Ich nutzte die Gelegenheit zu einem Besuch in Ingos Bastelkiste unweit des Schlesischen Tors. Seit ich in dem Modellfliegerclub war, schaute ich dort fast jede Woche rein, zumal der Inhaber unser zweiter Vorsitzender und inzwischen ein guter Freund von mir war.

Nachdem ich einiges an dekorativem ZubehÄ¶r fÄ¼r meine fast fertige Fokker auf dem Verkaufstresen liegen hatte, griff ich in meine Lederjacke.

Â»Schau dir das mal anÂ«, sagte ich.

Ingo drehte die Kassette unschlÄ¼ssig zwischen den Fingern.

Â»November DayÂ«, las er laut. Â»Und? Was soll ich damit?Â«

Â»Ich dachte, vielleicht kannst du mir sagen, was diese komischen Kringel zu bedeuten haben. Auf meinem Rekorder klingt alles total schrÄ¤g, keine Ahnung wieso. Ich habe eine ganze Schublade davon. Sind neulich bei einer EntrÄ¼mpelung angefallen.Â«

Ingo kratzte sich nachdenklich an seinem Vollbart, bis er mir ein Zeichen gab, ihm zu folgen. In einer vom eigentlichen Verkaufsraum durch einen Perlenvorhang abgetrennten Kammer stapelten sich in den Regalen alle mÄ¶glichen antiquierten MusikgerÄ¤te. AuÃer als FachhÄ¤ndler fÄ¼r Modellbaubedarf war der Second-Hand-Verkauf dieser Sachen sein zweites geschÄ¤ftliches Standbein. Er legte die Kassette in einen recht sperrigen, flachen Rekorder ein, der mit jeder Menge Reglern und KnÄ¶pfen ausgestattet war. Als er die Starttaste bestÄ¤tigte, schlugen die Zeiger der VU-Meter unterschiedlich stark aus.

Â»Dachte ich es mir. Das Tape ist in Vierspur aufgenommen.Â«

Â»In was?Â«

Â»In vier statt wie Ä¼blich in zwei Spuren. Wurde meistens von Hobbymusikern fÄ¼r Eigenaufnahmen so gemacht. Das erklÄ¤rt auch diese Zahlenreihen.Â«

Ingo verkabelte das GerÄ¤t mit einer Stereoanlage. Kurz darauf drang aus den Lautsprechern eine Musik, die sich tatsÄ¤chlich nach November Day anhÄ¶rte, ein trauriger, von zwei gezupften akustischen Gitarren und einer hohen, mÄ¤nnlichen Stimme begleiteter Song. Als er ein wenig an den Reglern des Rekorders drehte, hÄ¶rte ich, wie sich die beiden Akustikgitarren rÄ¤umlich voneinander trennten. Er deutete auf die KassettenhÄ¼lle.

Â»Siehst du hier, diese Kreise mit dem Zeiger? Das sind die Panoramaeinstellungen der einzelnen Spuren, links, rechts, Mitte. Die Zahlen dahinter geben die Dynamik an, also lauter oder leiser.Â«

Ich nickte abwesend, wÄ¤hrend ich weiter dem Song zuhÄ¶rte. Auch wenn er mir vÄ¶llig unbekannt war, gefiel er mir auf Anhieb ausgesprochen gut.

Â»KomischÂ«, sagte ich, Â»bei mir klang das tatsÄ¤chlich wie vÄ¶lliger Schrott, ganz anders.Â«

Â»Wundert mich nichtÂ«, sagte Ingo. Â»Das Band muss mit doppelter Geschwindigkeit laufen. Zum Mastern braucht man noch ein Stereodeck, am besten einen DAT-Rekorder. Ein normaler Rechner tutâ€TMs inzwischen aber auch.Â«

Ich hatte von diesem technischen Kram keine allzu groÃe Ahnung.

Â»Was willst du fÄ¼r dieses Ding da eigentlich haben?Â«

Ingo zuckte mit den Achseln.

Â»Schwer zu sagen. Das GerÄ¤t hat frÄ¼her eine Stange Geld gekostet. Heute wird so was nur noch von absoluten Analog-Freaks nachgefragt, wenn Ä¼berhaupt. Ich bin froh, wenn ich es los bin.Â«

Er nannte mir einen Preis und ich schlug ein. Eine viertel Stunde später hatte ich einen Schnellkursus in Homerecording absolviert. Ich verstaute den Zettel mit meinen Notizen in der Lederjacke und klemmte den Rekorder unter den Arm.

»Bis nächsten Sonntag«, rief mir Ingo hinterher. Er deutete auf die Plastiktüte mit dem Bastelzubehör. »Hast du die Fokker dann schon flugbereit?«
»Worauf du wetten kannst«, rief ich zurück.

Seit diesem Tag aber kam alles ganz anders, und es dauerte nicht lange, bis mich Marion abends im Bett halb vorwurfsvoll, halb zärtlich nur noch meine Kellerassel nannte.

Tatsächlich verbrachte ich anschließend fast all meine Freizeit im Bastelkeller und beschäftigte mich mit den Kassetten, einschließlich der Wochenenden, was mir außer Marions Sticheleien schnell auch einige zunehmend genervte Anrufe anderer Freunde einbrachte. Aber ich hatte eine neue Leidenschaft gefunden, und zwar eine, die mich selbst in den Schlaf hinein verfolgte oder mich sehnlichst auf den Feierabend warten ließ: Ich mischte Lieder ab, Lieder eines mir völlig unbekannten Musikers. Wie Ingo mir schon in seinem Laden erklärt hatte, befand sich auf jeder Kassette nur eine einzige Aufnahme. Die Instrumente und Stimmen waren auf jeweils einer von vier Spuren aufgeteilt. Je nachdem, welchen der Regler man hochdrehte, fügte sich dann alles zu einem Song zusammen. Durch die Panoramaregler erreichte man eine Stereo-Verteilung, außerdem gab es noch Regler für künstlichen Hall, dessen Intensität den einzelnen Spuren eine unterschiedliche Raumlichkeit verlieh. In den ersten Tagen hatte mich das alles ziemlich verwirrt, aber irgendwann hatte ich den Bogen raus. Die anfangs kryptischen Kürzel auf den Hälften waren mir dabei eine große Hilfe gewesen.

Die ganze Täuftelei zog sich fast über den gesamten Monat hin. Schließlich besaß ich über zwei Dutzend fertig abgemischte Songs, die ich in den unterschiedlichsten Zusammenstellungen auf CDs gebrannt hatte. Der größte Teil war akustisch instrumentiert, es gab aber auch welche, in denen ein Schlagzeug und Elektrogitarren zum Einsatz kamen, sogar ein reines A-cappella-Stück war unter den Aufnahmen. Sowohl von der Klangqualität als auch von der spielerischen Klasse her hätte sich alles sehr professionell an. Was mich aber vor allem verblüffte, war der ungemeine Reichtum an wunderschönen Melodien sowie diese fast körperlose, an einen Engel erinnernde Stimme. Die ausschließlich englischen Texte waren zwar bisweilen recht stereotyp, und handelten abwechselnd von Liebesschmerz, Sehnsucht oder Einsamkeit, fügten sich aber harmonisch in die Instrumentierung ein.

Als ich mich Ende des Monats abends mal wieder mit Ingo auf ein Bier traf und ihm begeistert von den Kassetten erzählte, sah er mich nur verständnislos an.

»Und deswegen hast du uns die letzte Zeit so häufig gelassen? Ich dachte schon, du hasttest eine neue Freundin. Aber okay, nun ist die Sache ja hoffentlich gegessen.«

»Noch nicht ganz«, erwiederte ich.

»Was soll denn das schon wieder heißen?«

»Ich will wissen, wer dieser Musiker ist«, sagte ich. »Wenigstens seinen Namen will ich herausfinden, und wer weiß, vielleicht lerne ich ihn ja sogar auch persönlich kennen.«

»Du hast eine echte Macke, weißt du das?«

Ich starrte stumm in mein Bier herein. Ingo hatte recht, aus meiner anfanglichen Neugier war längst eine Manie geworden. Umso entschlossener war ich zu erfahren, wer dieser Mensch war, dessen Melodien und Stimme mich so sehr in ihren Bann zogen. Es würde nicht einfach sein, das herauszufinden, zumal die einzige Spur zu einem Weddinger Dachboden führte. Doch die Vorstellung, das Geheimnis hinter diesen Liedern zu erfahren, erzeugte in mir ein merkwürdig befreientes Gefühl, dem ich mich nicht entziehen konnte.

Der Hausmeister konnte sich sogar noch an mich erinnern, als ich ihn am nächsten Morgen von unserem Büro aus anrief und mich bei ihm nach der Familie von Frau Skoluda erkundigte.

»Familie?«, grunzte es im Hörer. »Um die Olle hat sich seit Jahren keine Sau mehr gekümmert. Das war noch ein riesen Theater, als wir die Wohnung aufbrechen mussten. Gestunken hat das, sag ich Ihnen, da machen Sie sich keine Vorstellung von. Und dann hat mich auch noch deren Sohn blöd angemacht, als ich ihn wegen der ganzen Klamotten und so angerufen habe. Sagte doch glatt, das

ginge ihn nichts an. Na, dem hab ich aber meine Meinung gesagt.Â«

Â»Frau Skoluda hatte einen Sohn?Â«

Â»Ja, soâ€TMn reicher SchnÃ¶sel aus WeiÃŸensee. Ist hier mit â€TMnem ziemlich dicken Wagen vorgefahren.Â«

Â»Wissen Sie, ob dieser Sohn zufÃ¤llig Musiker ist?Â«

Â»Musiker? Wieso?Â«

Ich erklÃ¤rte ihm halbwegs die UmstÃ¤nde meines Anrufs.

Â»Nee, da kann ich Ihnen wirklich nicht weiterhelfen. Aber fragen Sie doch den Sohnemann selbst.

Moment, bin gleich wieder da.Â« Er legte den HÃ¶rer beiseite, um sich kurz darauf wieder zu melden.

Â»Also, da stehtâ€TMs ... Erich Skoluda, so heiÃŸt er.Â«

Ich notierte mir Telefonnummer und Adresse und legte dankend auf. Dass aus meinem Phantom-Musiker inzwischen ein aufgeblasener Neureicher geworden sein sollte, passte zwar nicht wirklich zu der Vorstellung, die ich von ihm hatte, aber Menschen konnten sich ja Ã¤ndern. Gespannt griff ich erneut zum HÃ¶rer.

Â»Skoluda ImmobilienÂ«, meldete sich eine freundliche SekretÃ¤rinnenstimme.

Ich bat darum, Herrn Skoluda zu sprechen. Â»Es geht um was Privates.Â«

Die Stimme wurde schlagartig unfreundlicher. Â»Tut mir Leid, aber der Chef ist unterwegs. Kann ich etwas ausrichten?Â«

Â»Sagen Sie ihm, es dreht sich um seine kÃ¼rzlich verstorbene Mutter. Ich hÃ¤tte zu Ihrer Hinterlassenschaft ein paar Fragen. Er soll mich bitte zurÃ¼ckrufen.Â«

Ich nannte meine Handynummer und legte auf. WÃ¤hrend des Umzugs, der am Nachmittag anstand, schielte ich immer mal wieder auf das Handy, ob sich dieser Typ endlich meldete, aber nichts geschah. Als ich abends zurÃ¼ck nach Moabit fuhr, rief mich dafÃ¼r Marion an. Sie teilte mir mit, dass sie mit einer Arbeitskollegin ins Kino gehen wÃ¼rde und ich nicht mit dem Essen auf sie warten sollte. In ihrer Stimme schwang ein reichlich schroffer Ton mit.

Â»Ist was?Â«, fragte ich.

Â»Was soll sein? Dir geht es doch seit Wochen am Arsch vorbei, wie es mir geht. Abgesehen davon wollten wir gestern Abend eigentlich ausgehen, falls du dich erinnerst. Aber du hast es neuerdings ja nicht einmal nÃ¶tig, mir mitzuteilen, wo du dich bis spÃ¤t in die Nacht herumtreibst. Und dein Handyhattest du auch mal wieder nicht an.Â«

Jetzt dÃ¤mmerte mir auch, warum sie sich heute morgen ohne den Ã¼blichen Weckkuss auf den Weg zur Arbeit gemacht hatte.

Â»Tut mir LeidÂ«, entgegnete ich kleinlaut. Â»Ich habe mich gestern spontan noch mit Ingo getroffen, und als ich ihm von den Kassetten erzÃ¤hlte ...Â«

Â»Kassetten?Â«, echte es wÃ¼tend aus dem HÃ¶rer. Â»HÃ¶r mal, Benno, wenn das mit diesen verdammt Kassetten nicht bald ein Ende hat, bist du mich schneller los, als du gucken kannst!Â«

Damit brach die Verbindung ab. Irgendwie konnte ich Marions Reaktion sogar verstehen, zumal ich schon lÃ¤nger ein schlechtes Gewissen ihr gegenÃ¼ber hatte. Gleichzeitig hatte mich unsere SekretÃ¤rin heute Vormittag auf die Idee gebracht, im Internet nach gÃ¼nstigen Kurzurlauben Ausschau zu halten. Sie selbst hatte mit ihrem neuen Freund ein offenbar ziemlich romantisches Wochenende in irgendeinem sÃ¼ddeutschen Kaff verbracht. Marion wÃ¼rde so etwas mit Sicherheit versÃ¶hnlich stimmen. Und da sie heute Abend ohnehin schon unterwegs war, konnte ich die Zeit sinnvoller nutzen, als Zuhause allein vor dem Fernseher herumzuhÃ¤ngen.

Es war bereits fast dunkel, als ich den Jetta in einer von alten Platanen gesÃ¤umten SeitenstraÃŸe parkte. Ich hatte mich mehrmals verfahren, da ich in dieser Ecke von Berlin seit ewigen Zeiten nicht mehr unterwegs gewesen war. Hinter den RollÃ¤den des villenartigen Neubaus, in dem Erich Skoluda wohnte, schimmerte Licht durch. Es dauerte eine ganze Weile, bis auf mein Klingeln hin die Gegensprechanlage zu krÃ¤chzen begann.

Â»Ja bitte?Â«

Ich wiederholte das, was ich mittags schon der SekretÃ¤rin gesagt hatte.

Â»Sind Sie Rechtsanwalt?Â«

Â»NeinÂ«, erwiderte ich. Â»HÃ¶ren Sie, es geht wirklich nur um etwas rein Privates.Â«

Als ich nicht mehr damit gerechnet hÃ¤tte, sprang dann doch das Schloss des Gartentors auf. Erich Skoluda empfing mich mit verschrÃ¤nkten Armen an der HaustÃ¼r. Er war ein hochgewachsener

Mann mit stattlicher Figur. Auch das breite, glattrasierte Kinn deutete an, dass mit ihm nicht gut Kirschen essen war.

Ohne mir die Hand zu reichen, trat er zur Seite und deutete auf eine offenstehende TÄ¼r im Korridor. Kurz darauf nahm ich auf einem ziemlich teuer aussehenden Sofa Platz. Auf dem Glastisch stand ein daumenbreit gefÄ¼lltes Whiskyglas, das Skoluda fragend an die Lippen hob, nachdem er sich gesetzt hatte.

Â»Also? Worum geht es?Â«

Ich erzÄ¤hlte ihm von den Kassetten und dass ich gerne gewusst hÄ¤tte, wer sie aufgenommen hat.

Â»Sind Sie Musikproduzent oder so was?Â«

Â»So Ä¤hnlichÂ«, sagte ich.

Â»Keine Ahnung, wie meine Mutter an diese Kassetten geraten ist. Auf ihrem Dachboden, sagen Sie?Â« Erstmals blitzte eine Spur Neugier in seinen Augen auf. Â»Sind die Dinger denn wertvoll?Â«

Â»Nicht wirklichÂ«, winkte ich ab. Â»Es geht mir nur um das rein kÄ¼nstlerische Interesse.Â«

Â»KÄ¼nstlerisches Interesse?Â« Skoluda musterte mich mit einer Miene, als hÄ¤tte ich etwas ObszÄ¶nes gesagt. Â»Sie machen mir SpaÄ¥! HÄ¶ren Sie, ich habe keine Lust, mir von solch einem BlÄ¶dsinn meine Zeit rauben zu lassen. Seine Hand deutete zur TÄ¼r, Â»Also, ich wÄ¼rde Sie bitten, dann wieder zu gehen.Â«

So einfach jedoch wollte ich mich nicht abwimmeln lassen. Â»Aber Ihre Mutter ...Â«, begann ich.

Â»Meine Mutter, meine Mutter!Â«, fiel mir Skoluda ins Wort. Â»Mit der hatte ich schon seit fast dreiÄ¥ig Jahren nichts mehr am Hut. Bereits als SchÄ¼ler habe ich allein fÄ¼r mich sorgen mÄ¼ssen, verstehen Sie?Â«

Er grunzte kopfschÄ¼ttelnd in seinen Whisky.

Â»Hatten Sie denn seitdem wirklich nie mehr Kontakt miteinanderÂ«, hakte ich vorsichtig nach.

Â»NeinÂ«, erwiderte Skoluda mit merklich leiserer Stimme. Â»Seit mein Vater ...Â« Er stockte und sah mich zÄ¶gernd an. Â»Wollen Sie vielleicht auch einen Schluck?Â«

Ich nickte. Â»Gerne.Â«

Wortlos wartete ich, bis er von der Bar zurÄ¼ckkehrte.

Â»Mein Vater ist bei einem Arbeitsunfall ums Leben gekommenÂ«, fuhr Skoluda fort, nachdem er sich wieder gesetzt hatte. Alles Arrogante war jetzt von ihm gewichen. Â»Mitte der Siebziger war das. Ich meine, wir alle haben darunter gelitten, aber meine Mutter hatte sich daraufhin keinen Deut mehr um mich und meine kleine Schwester gekÄ¼mmert. Angefangen zu trinken hatte sie, wie ein Loch. Richtiggehend verwahrlosten lassen hÄ¤tte sie uns, wenn ich nicht die Verantwortung Ä¼bernommen hÄ¤tte. Ich bin dann mit meiner Schwester in die WG von dem Bekannten eines meiner Lehrer gezogen. Kurz darauf hatte ich die Schule abgebrochen und eine Ausbildung bei einer Bank angefangen, damals ging das noch, auch ohne Abitur. FrÄ¼hmorgens habe ich auÄ¥erdem Zeitungen ausgeteilt und an den Wochenenden habe ich in einer Tankstelle gejobbt, um die Miete und all das zu bezahlen.Â«

Â»Ganz schÄ¶n hartÂ«, sagte ich und nippte an meinem Whisky.

Â»Auf Ihre Kommentare kann ich gerne verzichten, ja?Â«, blaffte Skoluda mich an. Eine Weile starnte er stumm in sein Glas. Â»Jedenfalls ist das die ErklÄ¤rung, warum wir mit meiner Mutter nichts mehr zu tun haben wollten. Meine Schwester hat die Trennung allerdings nie richtig verkraftet. Sie war irgendwann an so einen ZuhÄ¤ltertypen geraten, danach folgten Drogen, der Strich, Entzug, dann alles von vorne, wieder und wieder. Vor etwas Ä¼ber einem Jahr hat man sie tot in einer Absteige gefunden.Â«

Â»Wusste Ihre Mutter davon?Â«, fragte ich.

Â»Ich hatte kurz Ä¼berlegt, sie wegen der Beerdigung anzurufen. Es ging nicht, ich konnte nicht.Â«

Er kippte den Rest seines Drinks in einem Zug weg und setzte sich mit schon leicht glasigem Blick auf. Â»Aber warum erzÄ¤hle ich Ihnen das eigentlich alles? Gehen Sie jetzt, bitte!Â«

Diesmal erhob ich mich ohne Widerrede. Offensichtlich war ich jetzt schon an das Ende meiner Recherchen angelangt, aber irgendwie war ich sogar froh darÄ¼ber. Eigentlich wollte ich ja nur den Namen eines Musikers wissen, dessen Lieder mich begeisterten, und nicht alte FamiliengeschÄ¶dien aufrollen.

Â»Einen Moment nochÂ«, sagte Skoluda, als wir bereits vor der HaustÄ¼r standen. Er verschwand wieder im Wohnzimmer. WÄ¤hrend ich auf ihn wartete, fiel mir die Einrichtung in diesem Haus auf.

Nicht ein Bild hing an den Wänden, es gab keine Pflanzen oder sonst was, alles wurde beherrscht von nacktem Stein, Glas und Metall. Und dann fiel mir auch noch diese Stille auf. Nicht ein Laut war zu hören, bis ich wieder seine näher kommenden Schritte vernahm.

»Hier, die kannen Sie mitnehmen«, sagte er.

Er reichte mir fünf Din-A4-große Kladden, deren schwarze Einbände von einem roten Bandchen umspannt waren.

»Das ist das Einzige, was ich aus der Wohnung meiner Mutter behalten habe. Sie hatte darin wahllos alles notiert, was ihr wichtig schien, schon, als mein Vater noch lebte. Ich habe gesehen, dass sie das auch später noch fortgeführt hatte. Vielleicht finden Sie in diesem Chaos, was Sie suchen.« Ich versprach ihm, die Kladden so schnell wie möglich zurückzubringen.

»Das brauchen Sie nicht«, sagte Erich Skoluda. »Ich bin sogar froh, diese Dinger endlich los zu sein. Eigentlich sollte ich sie schon längst weggeworfen haben.«

»Aber wieso«, entgegnete ich ungläubig. »Das sind doch immerhin die letzten ...«

»Geschenkt«, unterbrach er mich und öffnete die Haustür. Grußlos zog er sie hinter mir zu.

In meiner Wohnung machte ich mich sogleich an die Sichtung der Kladden. Jede von ihnen bestand aus sechzig Seiten linierten Papiers, die bis auf den letzten Band sämtlich mit einer winzigen Schrift vollgeschrieben waren. Was mir sofort auffiel war das Fehlen jeglicher Datumsangaben. Mir schwante, dass ich Tage, wenn nicht Wochen brauchen würde, um darin das zu finden, was ich suchte. Wenn es denn überhaupt vorhanden war.

Kurz vor elf hörte ich das metallische Klacken der Wohnungstür. Ich verstaute die Kladden im Bücherregal und setzte mich zurück auf das Sofa. Marion wirkte noch immer angespannt, als sie das Wohnzimmer betrat.

»Und? Wie war der Film?«, fragte ich.

»Langweilig.« Sie griff nach der Fernbedienung und schaltete den Fernseher ein. »Ich soll dich von Petra grüßt. Wir waren noch beim Griechen.«

Ich sah eine Weile schweigend zu, wie sie durch die Programme zappte.

»Das mit gestern tut mir Leid, okay?«, sagte ich.

»Ach.« Marion steckte sich eine Zigarette an. »Sonst hast du mir nichts zu sagen?«

Ich schaltete den Kasten aus und nahm sie in den Arm, was sie eher widerwillig geschehen ließ.

»Was hältst du davon, wenn wir nächstes Wochenende verreisen?«, fragte ich. »Einfach mal raus aus Berlin. An die Ahr vielleicht. Mitte Oktober ist angeblich die beste Zeit dafür. Ich könnte mir Freitag und Montag zusätzlich frei nehmen, und du hast ja auch noch Resturlaub.«

»Wofür? Um alte Kassetten anzuhören?«

»Ich dachte eher an Wandern und Wein trinken und so.«

»Und so?«, erwiderte sie spöttisch und stieß den Rauch spitz durch die Lippen.

Ich wusste, dass Marion die Gegend rund um das Ahrtal liebte, ihre Großeltern stammten aus der Eifel. Ich fischte ihr die Zigarette aus den Fingern, nahm einen Zug und drückte sie trotz Marions Protest im Aschenbecher aus.

Eine ganze Weile später teilten wir uns verschwitzt und nackt auf dem Teppichboden liegend eine zweite Zigarette.

»Ich frage am besten gleich morgen im Reisebüro nach«, sagte Marion. Sie hatte den Kopf auf meine Schulter gebettet und blinzelte rauchend an die Zimmerdecke. »Die haben ganz günstige Pauschalangebote, gerade jetzt in der Nachsaison.«

»Lass uns lieber was im Internet suchen«, erwiderte ich schlaftrig. »Unsere Sekretärin meinte, dass sie das nur noch so macht.« Ich schielte gehnend auf die Armbanduhr. Es war bereits über Mitternacht hinaus. »Abgesehen davon sollten wir mal allmählich ins Bett gehen.«

Während wir unsere über den Boden verstreuten Klamotten aufsammelten, entdeckte Marion die Kladden im Bücherregal. Sie zog eine davon heraus und blätterte sie auf.

»Was ist denn das schon wieder für ein Kram? Tagebücher? Doch wohl hoffentlich nicht ein neuer Spleen von dir. Ich warne dich!«

»Ach das«, winkte ich beiläufig ab. »Fiel heute bei einer Räumung ab. Branko meinte, die könnte wertvoll sein. Du kennst ihn ja«, lachte ich. »Ich schmeiße das Zeug gleich morgen weg. Versprochen.«

Nachdem ich die Kladden am nächsten Morgen sicher im Keller verstaut hatte, mutierte dieser an den folgenden Feierabenden zum Lesezimmer. Neben dem Entziffern von Frau Skoludas nahezu unleserlicher Handschrift bestand das eigentliche Problem darin, dass ihre Notizen über weit Strecken ein chaotisches Sammelsurium von alltäglichen Belanglosigkeiten waren.

Außerdem diesen Tagesnotizen fanden sich darin immer wieder auch längere Passagen, in denen Renate Skoluda über sich schrieb. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, diese persönlichen Eintragungen zu überfliegen, dennoch weckten sie von Beginn an meine Neugier. Mehr und mehr wurde mir klar, wie sehr sie nach dem plötzlichen Tod ihres Mannes in einen nicht enden wollenden Alptraum geraten war, der sich irgendwann nur noch um Alkohol drehte. Schließlich wurde sie in ein Landeskrankenhaus bei Göttingen eingewiesen, wo sie etwa zwei Jahre verbrachte. Danach zog sie wieder zurück nach Berlin, in jene Wohnung im Wedding, in der sie dann völlig vereinsamt gestorben war.

Abgesehen von den intimen Einblicken in Frau Skoludas Leben kam ich meinem eigentlichen Ziel jedoch keinen Schritt näher. In einem Notizblock hatte ich mir sämtliche Namen notiert, die in Frage kamen, aber nicht einer wollte zu einem Musiker passen.

Inzwischen war gut eine Woche vergangen, seit ich mich mit den Kladden beschäftigte. Ich quälte mich gerade wieder durch einen Wust von Banalitäten, als ich auf folgende Eintragung stieß, die sich in etwa auf die Mitte der Neunziger datieren ließ:

Heute Morgen unerwartet Besuch von Louis. Fragte mich, ob ich seine Musik für ihn aufbewahren kann. Der arme Junge, so blass. Warum hatte er damals auch Britta verlassen?

Louis, Musik. Die beiden Männer elektrisierten mich geradezu. Ich blätterte in meinem Notizblock zurück. Insgesamt ein Dutzend Mal hatte Frau Skoluda diesen Namen erwähnt, und zwar auf den Seiten, die sie in der Göttinger Klinik geschrieben hatte, was ungefähr fünf Jahre vor diesem Eintrag lag. Ich las die Seiten noch einmal durch. Meinem Eindruck nach musste es sich bei diesem Louis um eine Art Pfleger gehandelt haben, der sich offensichtlich mehr als andere um sie gekümmert hatte.

Und da war noch diese Britta, ein Name, der mir in den Kladden schon mehrmals begegnet war, und den ich nur deswegen nicht notiert hatte, weil es sich um eine Frau handelte. Sie schien eine der wenigen Menschen zu sein, zu denen Frau Skoluda in den Jahren nach dem Klinikaufenthalt noch Kontakt pflegte. Bei ihrer ersten Nennung war zudem von einem Jungen die Rede, und Frau Skoluda erwähnte, wie sehr sie sich gefreut hatte, ihn wiedergesehen zu haben. Damit konnte dieser Louis gemeint sein. In fiebiger Eile blätterte ich die folgenden Seiten durch, und es hatte kaum eine Stunde gedauert, bis ich am Ende der vierten Kladde auf einen Eintrag stieß, der mich regelrecht aufjubeln ließ:

Umzug Britta. Fragte, ob ich sie nicht mal besuchen kommen wollte. Danach folgte eine Telefonnummer.

Es war kurz vor elf, eigentlich schon deutlich zu spät, um einen wildfremden Menschen anzurufen und auf etwas anzusprechen, was so viele Jahre zurücklag. Außerdem war es gut möglich, dass weder die Adresse noch die Telefonnummer noch stimmten. Trotzdem konnte ich nicht anders, als zum Handy zu greifen.

Brittas Wohnung befand sich im achten Stock eines tristen städtischen Hochhausblocks in Neukölln. Pünktlich um sieben Uhr abends des folgenden Tages klingelte ich an ihrer Wohnungstür. Die Frau, die mir öffnete, trug verwuschene Jeans und einen ausgeleierten Pullover, unter dem ihr Körper fast konturlos erschien. Sie war etwas grässlicher als ich, mit einem hohlwangigen, von strähnigen Haaren umrahmten Gesicht.

Ich hatte einen Strauß Herbstblumen mitgebracht, den ich ihr im Korridor überreichte. Die ungelenke Art, mit der sie ihn entgegennahm, wirkte so, als ob sie schon lange nichts mehr derartiges geschenkt bekommen hatte.

»Dort entlang. Wundern Sie sich aber nicht wegen der Unordnung.«

Das Wohnzimmer sah aus wie eine Mischung aus Kinderkrippe und Sperrmülldepot. Die Einrichtung setzte sich vorwiegend aus nebeneinander gestapelten Obstkisten zusammen. Unter dem Fenster stand ein durchgesessenes Schlafsofa, das von einer mit Kinderbüchern überdeckten

Matratze flankiert wurde.

Â»Hier bitte.Â« Sie deutete auf das Sofa, wÃ¤hrend sie sich auf die Matratze kauerte. Â»Etwas Besseres kann ich Ihnen leider nicht bieten.Â«

Was mir auffiel, war ihre angenehme, wohlartikulierte Stimme. AusfÃ¼hrlicher als wÃ¤hrend des gestrigen Telefonats schilderte ich noch einmal die GrÃ¼nde meines Besuchs.

Â»Dass Frau Skoluda tot ist, habe ich nicht gewusst. Ich hatte mich bis vor einigen Jahren ein wenig um sie gekÃ¼mmert, bis ... Na ja, Sie sehen ja selbst, wie es hier aussieht. Wenn man allein ein Kind durchbringen muss, bleibt nicht mehr viel Energie Ã¼brig, fÃ¼r andere da zu sein.Â«

In der Art, wie sie das sagte, schwang keinerlei Selbstmitleid mit. Ich hatte in meinen Job genÃ¼gend erlebt, um mir ihr Schicksal vorstellen zu kÃ¶nnen. Trotz der Ã¤rmlichen VerhÃ¤ltnisse schien sich diese Frau aber nicht aufgegeben zu haben. Die Pflanzen auf dem Fensterbrett sahen gesund aus, und neben der TÃ¼r hing ein buntes Poster mit den Abbildungen einheimischer VÃ¶gel. Vor allem aber fehlte das, was sonst eigentlich Ã¼berall zu finden war, selbst inmitten des Ã¼belsten MÃ¼lls: ein laufender Fernseher.

Ich griff in meinen Rucksack und holte eine der CDs heraus.

Â»Falls es Ihnen nichts ausmacht, wÃ¼rde ich Sie bitten, hier mal reinzuhÃ¶ren. Vielleicht erkennen Sie ja seine Stimme wieder.Â«

Â»Aber klar, deswegen sind Sie ja hier.Â« Britta stellte einen mit Comic-Figuren beklebten Ghettoblaster zwischen uns auf den Boden. Â»Ich bin mindestens so gespannt wie Sie.Â«

Einige Lieder spÃ¤ter lehnte sie sich zurÃ¼ck.

Â»Ja, das ist Louis. Vor allem das letzte Lied kenne ich genau. Er hatte es mir hÃ¤ufig auf seiner Gitarre vorgespielt. November Day, ja, er mochte das Lied sehr.Â«

Â»ErzÃ¤hlen Sie mir bitte von ihmÂ«, sagte ich. Â»Ich mÃ¶chte gerne alles Ã¼ber ihn erfahren, jedes Detail. Vielleicht kommt Ihnen das verrÃ¼ckt vor, aber ...Â«

Â»VerrÃ¼ckt? Sie sind gut!Â«, unterbrach sie mich. Sie griff nach einem Schreibblock, der zwischen den KinderbÃ¼cher lag. Â»Seit Sie mich gestern Abend angerufen haben, denke ich an nichts anderes mehr. Ich habe heute Nachmittag alles aufgeschrieben, was ich Ã¼ber die Zeit mit Louis erinnere. Es sind mehrere Seiten geworden, ich konnte gar nicht aufhÃ¶ren zu schreiben. Am besten, ich lese es Ihnen vor. Hoffentlich langweile ich Sie nicht damit.Â«

Ich lÃ¤chelte Britta an.

Â»Das werden Sie bestimmt nichtÂ«, sagte ich.

Das erste Mal bin ich Louis auf einem Konzert begegnet, im Mai 1993 war das. Der Club war brechend voll, und ich hatte mich schnell zur Bar verzogen. Dort stand dann dieser schmÃ¤chtige Typ, der im Gegensatz zu den meisten anderen nicht bekifft schien und auch sonst irgendwie fehl am Platze wirkte. AuÃer meiner Freundin, die mich zu dem Konzert Ã¼berredet hatte, kannte ich sonst niemanden, und so kamen wir ins GesprÃ¤ch. Die Musik fanden wir beide nicht so toll, also sind wir in die nÃ¤chstbeste Kneipe abgehauen.

Vierundzwanzig war er damals, drei Jahre Ã¤lter als ich. Er erwÃ¤hnte, dass er aus Kassel stammte, eine Zeitlang in GÃ¶ttingen zugebracht hatte und seit seinem Umzug nach Berlin von Sozialhilfe lebte. Dann fing er an, mir von seinen Liedern zu erzÃ¤hlen, und dass er Ã¼berzeugt war, damit berÃ¤hmt zu werden. Alles in allem fand ich ihn ziemlich schrÃ¤g, trotzdem gefiel er mir, und ich glaube, ich habe ihn das auch merken lassen. Louis aber schien keinerlei Interesse an einem Flirt zu haben. Irgendwann hatte ich den Eindruck, dass er an diesem Abend einfach nur nicht allein sein wollte, und schlieÃlich wurde mir das zu blÃ¶d.

Wochen spÃ¤ter sind wir uns dann zufÃ¤llig in der S-Bahn wiederbegegnet. Ich kam von der Handelsschule und hatte nichts weiter vor, also bin ich mit ihm an die Spree runter. Louis hatte seine Gitarre dabei und wollte mir einige seiner Lieder vorspielen, von denen er mir erzÃ¤hlt hatte. In der NÃ¤he saÃen ein paar Jugendliche, und als er zu singen anfing, machten sie sich einen SpaÃ daraus, ihn albern zu imitieren. Die Jungs dachten sich wohl nicht viel dabei, aber Louis hÃ¶rte sofort auf zu spielen. Man sah ihm regelrecht an, wie sehr ihn dieser Spott schmerzte. In dieser Nacht hatten wir miteinander geschlafen, bei mir in meiner Wohnung, in der ich zusammen mit einer Freundin wohnte. Ich hatte damals schon einige Erfahrungen mit MÃ¤nnern, und ich brauchte ihn nicht erst zu fragen, um zu wissen, dass es das erste Mal fÃ¼r ihn war.

Die Beziehung, die sich in den nächsten Monaten zwischen uns entwickelte, war schon mehr als merkwürdig. Ich steckte mitten in meiner Ausbildung und hatte ziemlich genaue Vorstellungen von dem, was meine Zukunft betraf. Louis passte da überhaupt nicht hinein. Abgesehen davon, dass er außer der Musik offenbar keine anderen Interessen zu haben schien, wirkte er auch sonst für sein Alter total unreif. Außerdem war er der erste Mensch, den ich kannte, der offensichtlich keinerlei Freunde besaß. Anfangs fiel mir das nicht sonderlich auf, aber als ich ihn zu meinem Geburtstag fragte, ob er jemanden einladen wollte, hat er mich bloß fragend angesehen.

Äußer seine Familie hatte er bis dahin nur Andeutungen gemacht. An seinen Vater konnte er sich kaum erinnern. Angeblich hatte er beim Frankfurter SDS mitgemischt und war dann Anfang der Siebziger nach Mittelamerika abgehauen. Seine Mutter ist ihm ein gutes Jahr später nachgereist, ihr Kind hatte sie bei ihrer in Kassel lebenden Mutter in Obhut gegeben. Sie wollte nach einigen Wochen wieder zurückkehren, aber als sie dann auch Monate später nichts von sich hören ließ, gab Louis' Große Mutter eine Suchanzeige auf. Beide, Louis' Vater und seine Mutter, galten seitdem als vermisst. So gesehen war er eigentlich ein Waise.

Irgendwann im Herbst sah ich nach einem Besuch bei einer Freundin Louis mit einer älteren Frau auf einer Parkbank sitzen. Als ich ihn ansprach, wirkte er total verstört. Er war aufgestanden und ist wie in Panik weggerannt. Die Frau stellte sich als Renate Skoluda vor. Anschließend erzählte sie mir, dass sie Louis aus einer psychiatrischen Klinik in Göttingen kannte. Beide waren dort Patienten gewesen, sie wegen ihrer Depressionen und Alkoholsucht, Louis wegen zweier Suizidversuche. Sie hatten in dieser Klinik wohl viel Zeit miteinander verbracht, und Frau Skoluda betonte, wie sehr sie sich gefreut hatte, dass sie Louis in diesem Park begegnet war.

Als ich Stunden später zu meiner Wohnung zurückkehrte, wartete Louis vor der Haustür auf mich. Er ahnte, was Frau Skoluda über ihn erzählt hatte und befürchtete, dass nun zwischen uns Schluss wäre. Wir haben dann bis später in die Nacht hinein geredet. Er hatte mir von den Quälereien in der Schule erzählt und von seinen Angstattacken, die ihn in den letzten Schuljahren überfielen, und die dann nach dem Abitur unerträglich wurden. Kurz darauf hat er sich das erste Mal das Leben nehmen wollen. Er kam in ambulante psychologische Betreuung, aber einige Monate später wiederholte er den Versuch, woraufhin er nach Göttingen überwiesen wurde. Das wäre die bis dahin glücklichste Zeit seines Lebens gewesen, meinte er, zumal er dort angefangen hatte, Gitarre zu spielen und eigene Lieder zu schreiben. Und als er nach über zwei Jahren Betreuung und Therapien entlassen wurde und nach Berlin zog, hatte er wohl tatsächlich das Gefühl, endlich auf eigenen Füßen stehen zu können. Dass er von Sozialhilfe lebte, machte ihm nichts aus, denn er hatte ja seine Lieder. Und außerdem, so sagte er noch, hätte er mich.

Inzwischen weiß ich, dass es allein die Musik war, die ihm etwas bedeutete. An diesem Abend aber dachte ich, dass dieses Gespräch der eigentliche Beginn unserer Beziehung wäre, so sehr fühlten wir uns an diesem Abend verbunden. Und Louis war seitdem auch wie verwandelt. Er wirkte selbstsicherer und kümmerte sich plötzlich um ganz alltägliche Sachen. Außerdem fing er an, auf sich zu achten, was Klamotten und so traf. Als wir dann über Weihnachten zu meinen Eltern fuhren, meinte meine Mutter, den würde mir bestimmt bald eine andere ausspannen, und ich war auch noch stolz darauf.

Anfang des nächsten Jahres hatte sich meine Freundin eine andere Wohnung gesucht, und Louis zog zu mir. Wir wohnten etwa einen Monat zusammen, als er in einer ziemlich angesagten Bar in Mitte zu kellnern begann. Zuerst hatte ich mich sehr darüber gefreut, aber der Job brachte es mit sich, dass wir uns nur noch wenig sahen. Ich war zu der Zeit ziemlich im Stress mit Prüfungen, und wenn ich morgens aufstand, kam er gerade von der Arbeit zurück. Manchmal gab es zwei, drei Tage am Stück, in denen wir uns gar nicht mehr sahen.

Irgendwann im Frühjahr wollten wir dann über das Wochenende meinen Bruder in Rostock besuchen, aber Louis musste mal wieder kurzfristig für jemanden in der Bar einspringen, also bin ich alleine gefahren. Mir ging es bereits den ganzen Tag gesundheitlich nicht gut, also kehrte ich bereits am Samstagabend wieder zurück nach Berlin. Als ich in unserer Wohnung eintraf, lief im Schlafzimmer Gitarrenmusik, seine Musik, die er damals mit so einem speziellen Gerät aufzunehmen begonnen hatte. Zunächst wunderte ich mich, dass Louis anscheinend doch nicht arbeiten musste, gleichzeitig freute ich mich, dass wir den Abend gemeinsam verbringen würden. Als ich leise die Tür öffnete, um ihn zu überraschen, fand ich ihn zusammen mit einem anderen Mann in unserem

Bett. Die beiden waren so miteinander beschäftigt, dass sie mich zunächst nicht einmal bemerkten. Ich glaube, ich hatte mich niemals in meinem Leben so gedemüigt und verraten gefühlt wie in diesem Moment. Ich bin anschließend einfach aus der Wohnung gestürzt und hatte die nächsten Tage bei einer Freundin übernachtet. Als ich in die Wohnung zurückkehrte, hatte Louis alle seine Sachen bereits fortgeschafft.

Seitdem haben wir uns nie wieder gesehen. Und erst jetzt, nachdem ich dies alles geschrieben habe, fange ich an, das ein wenig zu bedauern.

Britta legte den Block beiseite.

»Ich hoffe, das war Ihnen nicht zu melodramatisch«, sagte sie. »Wir waren halt nur dieses eine Jahr zusammen. Die Lieder, die Sie mir vorgespielt haben, müssen auf jeden Fall später aufgenommen worden sein.«

»Wie ist eigentlich sein Nachname?«, fragte ich. »Den haben Sie nicht erwähnt.«

»Korda. Louis Korda. Der Familienname seiner Mutter.«

»Und Sie haben seitdem wirklich nie wieder etwas von ihm gehört? Vielleicht hat er ja mal angerufen, oder sich sonstwie gemeldet?«

»Doch, ein einziges Mal hat er das getan. Ich habe lange suchen müssen, bis ich die Karte gefunden habe.«

Sie blätterte den Schreibblock auf und reichte mir eine Ansichtskarte, die eine hell erleuchtete Flaniermeile bei Nacht zeigte.

Reeperbahn bei Nacht, stand auf der Rückseite. Der Poststempel datierte auf den Februar 1996. Louis' Handschrift war fast noch winziger als die von Frau Skoluda, trotzdem konnte ich erkennen, dass es sich um dieselben akkuraten, fast druckbuchartigen Buchstaben handelte wie auf den Kassetten.

Liebe Britta,

ich wollte mich endlich mal wieder bei dir melden. Ich wohne jetzt seit über anderthalb Jahren in Hamburg und mir geht es eigentlich richtig gut. Siehst du den kleinen Club links auf der Vorderseite? Nächstes Wochenende trete ich dort zum ersten Mal mit einer Band auf, »Secret Life« haben wir uns genannt. Ich bin schon furchtbar aufgeregt, mal sehen, wie das Konzert wird. Britta, ich hoffe dir geht es gut. Ich weiß, dass ich dir damals sehr weh getan habe, aber vielleicht ... Pass auf, ich schreibe dir nächste Woche einen Brief, das wollte ich sowieso schon lange tun, außerdem kann ich dir dann berichten, wie das Konzert gelaufen ist. Es würde mich außerdem wirklich freuen, dich mal wiederzusehen.

Louis

Ich machte mir in meinem Taschenkalender einige Notizen und reichte Britta die Karte zurück.

Sie las sie selbst noch einmal durch. »Dieser Brief ist nie angekommen«, sagte sie. Sie schob die Karte zurück in den Schreibblock.

»Haben Sie vielleicht ein Foto von ihm?«

Britta schüttelte den Kopf. »Es gab da zwar ein paar Aufnahmen von uns, aber die habe ich allesamt weggeworfen. Er war der erste Mann, in den ich wirklich verliebt war, ich wollte ihn einfach nur vergessen.«

Durch die angelehnte Wohnzimmertür drangen Stimmen von einer Hörspielkassette. Britta richtete ihren Blick auf einen alten Wecker auf dem Fenstersims.

»Ich muss meine Tochter allmählich ins Bett bringen«, sagte sie. Ich folgte ihr aus dem Zimmer hinaus auf den Flur. An der Wohnungstür drehte sie sich noch einmal zu mir um.

»Es ist schon merkwürdig, dass Sie das alles noch einmal aufwählen mussten. Diese Musik, na gut, wenn sie Ihnen so sehr gefällt, vielleicht ist es die Werte wert, ich weiß es nicht. Was Louis betrifft, so war er für mich seit damals gestorben, und ich habe mich selbst gewundert, wie lebendig die Erinnerungen an ihn doch noch sind. Vielleicht hat es ja auch etwas Gutes, sie wieder zugelassen zu haben. Aber eine Bitte habe ich noch ... Sollten Sie ihm tatsächlich irgendwann begegnen, erwähnen Sie mich bitte nicht. Das was zwischen uns war, gehört der Vergangenheit an.«

Während ich ihren Handdruck erwiderte, fiel mein Blick auf eine mit Fotos behaftete Pinnwand. Auf einem der Fotos war vor dem Hintergrund eines Einfamilienhauses Britta zu sehen, eine schlanke, hochgewachsene junge Frau, die ein Baby im Arm hielt, neben ihr ein stolz lächelnder Mann, der das

KÄpfchen des Babys streichelte. Eine Kleinfamilie wie aus einem der BilderbÄcher, die Äberall in dieser Wohnung herumlagen.

Â»Auf WiedersehenÂ«, sagte ich.

Brittas Geschichte beschÄftigte mich noch die ganze Fahrt zurÄck zu meiner Wohnung. Obwohl sie mir kein Foto von Louis zeigen konnte, vermochte ich ihn mir inzwischen halbwegs vorzustellen. Vor allem aber hatte ich endlich seinen vollständigen Namen und wusste sogar, wie die Band hieÄ, mit der er in Hamburg aufgetreten war. Jedenfalls brannte ich darauf, mich vor den PC zu setzen und meine frisch erworbenen Erkenntnisse weiter zu vertiefen.

Marion empfing mich im Korridor, als ich die WohnungstÄr aufschloss. Nach unserem BegrÄungskuss trat sie ein paar Schritte zurÄck.

Â»Und, fÄllt dir nichts auf an mir?Â«

Ich sah sie fragend an. Sie trug wie immer Jeans sowie eine ihrer selbstgeschneiderten Blusen. Mein Blick wanderte zu ihren Schuhen, eines ihrer ganz speziellen Hobbys.

Â»Benno, echt, sieh mich doch mal an!Â«

Jetzt erst entdeckte ich die himbeerroten StrÄhnchen in ihrem Haar.

Â»Und, gefallen sie dir? Ich dachte, wo wir Äbermorgen an die Ahr reisen, gÄnne ich mir auch mal was. Ist doch nicht zu schrill, oder?Â«

Â»Äberhaupt nicht, steht dir gut.Â«

Irgendwie schien ich wohl nicht begeistert genug geklungen zu haben, denn Marion drehte sich enttÄuscht zur WohnzimmertÄr.

Im Fernsehen lief der Äbliche Schrott. Ich zappte abwesend durch die Programme.

Â»Und, wie warâ€™s im Verein?Â«, fragte sie. Â»Ist ja diesmal nicht allzu spÄt geworden.Â«

Ich zuckte beilÄufig mit den Achseln.Â»Das Äbliche eben.Â«

Â»Aha. Besonders gesprÄchig bist du ja nicht gerade.Â«

Â»War einfach viel zu tun heuteÂ«, erwiderte ich schlÄfrig, Â»ich bin einfach ein wenig platt. Außerdem muss ich gleich noch bei Ebay reinschauen, dauert nicht lange. In einer halben Stunde lÄuft im Dritten ein Bogart, den kÄnnnten wir uns ja noch ansehen, oder?Â«

Â»Na toll!Â«

Â»Wieso? Du magst die alten Schinken doch auch.Â«

Marion setzte sich auf.

Â»Du, Benno, als wir zusammengezogen sind, habe ich mir das ehrlich gesagt ein wenig anders vorgestellt mit uns. Ich meine, wir wohnen gerade mal ein halbes Jahr zusammen und benehmen uns fast schon so wie Kai und ich kurz vor unserer Scheidung. Eigentlich leben wir doch nur noch nebeneinander her, ich weiÄ gar nicht mehr, was dich eigentlich beschÄftigt. Ich meine, wenn du irgendwelche Probleme hast, kannst du ja mit mir darÄber reden.Â«

Â»Probleme? Welche Probleme?Â« Ich spÄrte, wie ich gereizt wurde. Â»Im Moment habe ich einfach nur viel um die Ohren, das ist alles.Â«

Ich drÄckte ihr einen flÄchtigen Kuss auf die Wange und erhob mich von dem Sofa. Dabei musste ich an Louisâ€™ Geschichte denken. Wahrscheinlich hatte er auch zu NotlÄgen gegriffen, als seine AffÄren begannen. Meine eigene AffÄre aber hatte mit einer Leidenschaft zu tun, die ich mir selbst kaum erklÄren konnte. Und schon gar nicht Marion.

Â»Bis gleich dannÂ«, lÄchelte ich ihr zu, bevor ich die WohnzimmertÄr hinter mir zuzog.

Angrenzend zum Wohnzimmer befand sich ein kleinerer Raum, den wir gemeinsam nutzten. Marion hatte dort ihre NÄhmaschine inklusive Bergen von Stoffballen untergebracht, am anderen Ende stand mein Schreibtisch mit dem PC.

Nachdem ich mich bei einer Suchmaschine eingewÄhlt hatte, tippte ich zunÄchst einfach nur Louis Korda ein, ohne nennenswerten Erfolg. AnschlieÄend versuchte ich es mit dem Namen der Band, Secret Life. Hier tauchten gleich Hunderte von Treffern auf, die vorwiegend auf Links diverser Sexseiten verwiesen. Ich scrollte mich eine ganze Weile lang durch den Wust an Eintragungen durch, bis ich ahnte, dass ich so nicht weiterkommen wÄrde.

In Gedanken fasste ich noch einmal zusammen, was ich bei Britta erfahren hatte. So viel sie mir auch Äber Louisâ€™ Leben erzÄhlt hatte, die erfolgversprechendste Spur war letztlich die Ansichtskarte, die er

ihr aus Hamburg geschickt hatte. Ich versuchte mein GlÃ¼ck mit einigen der Stichworte, die ich mir notiert hatte.

Bei der Kombination Reeperbahn, 1996, Secret Life und Konzert tauchte im TreffermenÃ¼ endlich eine Eintragung auf, die mich aufmerken lieÃŸ. Ich klickte den Link an und sah, dass es sich um ein Interview handelte, das ein Hamburger Stadtmagazin vor wenigen Wochen erst mit Frank Lennart gefÃ¼hrt hatte, dem Gitarristen und SÃ¤nger von Manngold. Ich kannte diese Gruppe. Von der Musik her erinnerten sie ein wenig an frÃ¼he Neue-Deutsche-Welle Bands, vor allem in der Schwulen- und Lesbenszene waren sie inzwischen richtig angesagt.

Der Anfang des Interviews handelte von der aktuellen CD und einer geplanten Deutschlandtournee. Ich Ã¼berflog die ersten AbsÃ¤tze, bis ich auf jene Passage stieÃŸ, in der Frank Lennart auf seine kÃ¼nstlerische Vergangenheit angesprochen wurde.

Frank, du bist schon seit fast fÃ¼nfzehn Jahren im MusikgeschÃ¤ft. Hat dich der spÃ¤te Erfolg Ã¼berrascht, den du jetzt mit Manngold hast?

Frank Lennart: Eigentlich nicht. Die Musik, die ich frÃ¼her mit den unterschiedlichsten Bands gemacht habe, findet sich auch in den neuen Songs wieder. Von daher war es fÃ¼r mich nur eine Frage der Zeit, bis wir endlich Erfolg haben wÃ¼rden. Dass es so lange dauerte, lag weniger an der Musik als daran, was gesellschaftlich oder medial akzeptiert war. Wir waren schon immer ziemlich schrÃ¤g drauf, und das, was man so Zeitgeist nennt, passt jetzt einfach zusammen. Ich hoffe natÃ¼rlich, dass das noch eine Weile anhÃ¤lt.

Dazu brauchtest du aber auch eine gehÃ¶rige Portion DurchhaltevermÃ¶gen. Viele KÃ¼nstler scheitern gerade daran.

Frank Lennart: NatÃ¼rlich gab es immer wieder Phasen, die schwierig waren, nicht nur finanziell, sondern auch kÃ¼nstlerisch. Ich erinnere mich zum Beispiel, wie wir mal im Molotow auf der Reeperbahn aufgetreten sind, Anfang 1996 muss das gewesen sein. Ich habe damals bei einer Band namens Secret Life mitgespielt. Unser SÃ¤nger war an diesem Abend so was von neben der Spur, das kann man sich nicht vorstellen. Dabei waren seine Songs gar nicht schlecht gewesen, er konnte sie nur nicht rÃ¼berbringen, im Gegenteil, er zerstÃ¶rte sie geradezu. Jedenfalls hatten die Leute an diesem Abend scharenweise den Club verlassen, bis wir das Konzert einfach abgebrochen haben. NatÃ¼rlich war das bitter, aber irgendwie wÃ¤chst man auch daran. Als KÃ¼nstler muss man solche Sachen abhaken kÃ¶nnen, sonst sollte man besser erst gar nicht anfangen. Ich habe es getan, aber ich habe diese RÃ¼ckschÃ¤tze auch nie vergessen. DafÃ¼r ist der Erfolg jetzt umso schÃ¶ner.

StÃ¶rt es dich in diesem Zusammenhang, dass Manngold hÃ¤ufig mit dem Etikett einer Schwulenband belegt werden?

Frank Lennart: Schwul, lesbisch, was heiÃŸt das schon? Die Stones werden schlieÃŸlich auch nicht nur von Heteros gehÃ¶rt. Klar spielt gleichgeschlechtlicher Sex in unseren Songs eine gewisse Rolle, aber eigentlich geht es darin um eine positive Einstellung, um Toleranz und SpaÃŸ am Leben. Wer mit wem ins Bett geht, ist mir persÃ¶nlich total egal. Unter unseren Fans finden sich daher auch jede Menge so genannter Normalos. Ich jedenfalls habe damit kein Problem.

Damit war das Interview beendet. Es folgten noch die Daten zur anstehenden Tournee, die, wie ich feststellte, am kommenden Sonnabend in Hamburg beginnen sollte.

AnschlieÃŸend wÃ¤hlte ich mich in die Website von Manngold ein. Auf der Startseite war ein Foto der Band zu sehen. Frank Lennart posierte mit vier anderen MÃ¤nnern vor einer Kiezneipe. Keiner seiner Mitmusiker entsprach auch nur annÃ¤hernd dem Bild, dass mir Britta von Louis vermittelte hatte, auÃŸerdem waren sie dafÃ¼r alle viel zu jung. Einzig Frank Lennart sah man seine knapp vierzig Jahre an, mit seinem breiten Schnauzbart und den kurzgeschnittenen Haaren wirkte er sogar noch Ã¤lter.

Ich scrollte noch ein wenig in der Website herum. SchlieÃŸlich klickte ich auf den Fan-Button mit der Mailadresse und schrieb folgenden Text:

Hallo Frank,

ich recherchiere seit einiger Zeit Ã¼ber einen Musiker namens Louis Korda und habe durch Zufall entdeckt, dass du mal mit ihm zusammen gespielt hast. Mich wÃ¼rde interessieren, was aus Louis geworden ist. Hast du vielleicht noch Kontakt zu ihm? Dann lass mich das doch bitte wissen. AuÃŸerdem besitze ich Aufnahmen von Louis, von denen ich mir sicher bin, dass sie niemals verÃ¶ffentlicht wurden. Auch darÃ¼ber wÃ¼sstet ich gerne mehr. Es wÃ¼rde mich jedenfalls sehr freuen, wenn du dich bei mir meldest.

Gruß aus Berlin

Benno

Ich tippte meine Handynummer und zur Sicherheit auch noch meine E-Mail-Adresse unter meinen Namen und schickte die Mail ab.

Marion war auf dem Sofa eingeschlafen, als ich das Wohnzimmer betrat. Ich brauchte nicht erst auf die Uhr zu schauen, um festzustellen, dass Ich fast zwei Stunden hinter dem Schreibtisch verbracht hatte. Ich schaltete den Fernseher aus und setzte mich zu ihr. Mein Blick fiel auf die rotgefärbten Strähnchen in ihrem Haar. »Was ist, murmelte sie schlaftrig, als ich zärtlich über ihre Haare strich. »Nichts«, sagte ich. »Es ist nichts.«

Am Donnerstag stand unter anderem ein Firmenumzug nach Fürstenberg an, so dass ich erst gegen sieben Uhr abends ins Büro zurückkehrte. Ich kopierte gerade die Auftragsformulare dieser Woche für unsere Sekretärin, als ich den Wagen des Chefs auf den Hof fahren sah. Er sah gestresst aus. Bei dem Umzug hatte es Branko beim Hochtragen eines Kopierers mit dem Fuß umgeknickt war. Damit fiel einer unserer besten Leute für die nächsten Tage aus.

Horst Schildwach warf mir ein kurzes Kopfnicken zu, als er das Büro betrat. »Schönner Schlamassel«, brummte er. »Was meinte der Arzt?«

»Es handelt sich zum Glück nur um eine Verstauchung. Trotzdem ist er bis Ende nächsten Woche krank geschrieben.«

»Na prima.« Er holte sich ein Mineralwasser aus dem Kühlschrank und setzte sich mir gegenüber an den Schreibtisch unserer Sekretärin. »Das bedeutet, ich darf mich mal wieder mit der Arbeitsagentur herumärgern.«

»Das kann doch auch die Martens erledigen.«

»So? Nachher lässt sie sich wieder so einen durchgeknallten Studenten aufschwätzen. Nein, nein, das mache ich dann doch lieber selbst.«

Horst starnte mit dästerer Miene aus dem Fenster. Er war mittlerweile schon Mitte Sechzig. Zuletzt kam es mir häufiger so vor, als ob ihn sein früherer Elan verlassen hätte.

»Benno, da wir gerade unter uns sind ... Ich meine, das liegt mir jetzt schon länger auf dem Herzen, und ich will endlich mal raus damit. Was ich sagen will ist, dass ich mich in ein, spätestens zwei Jahren zur Ruhe setzen werde. Ich habe bereits mit meinem Steuerberater darüber gesprochen, welche Alternativen es gibt, die Firma fortbestehen zu lassen. Das beste wäre natürlich, es würde sich jemand finden, der alles wie bisher weiterführt, aber versprechen kann ich da nichts.«

Ich fingerte nervös an meiner Tastatur herum.

»Das heißt, ich sollte mich so langsam nach einem neuen Job umsehen?«

Er nahm einen Schluck Wasser, bevor er antwortete.

»Quatsch, ich meine nur ... Jedenfalls habe ich mir so insgeheim gedacht, dass du vielleicht in absehbarer Zeit die Leitung hier übernimmst. Das wäre allerdings mit einer Teilhaberschaft verbunden.« Er nannte mir die Höhe der entsprechenden Einlage. »Das klingt zwar viel, wäre aber deutlich weniger als die Summe, die dem Steuerberater vorschwebt. Ich würde es gerne sehen, dass du den Laden hier übernimmst. Und die Firma läuft ja nicht schlecht. Unser Name hat einen guten Ruf, das weißt du.«

»Ich weiß. So viel Geld habe ich aber nicht, nicht einmal annähernd.«

Horst nickte stumm.

»Nun gut, noch ist es ja nicht so weit. Ich denke, wir werden schon noch eine Lösung finden. Auf jeden Fall halte ich dich auf dem Laufenden, falls sich was Konkretes ergibt.«

Mir rutschte ein tonloses »Danke« heraus, während Horst sich von seinem Platz erhob.

»Ich werde mich mal wieder auf den Weg machen. Hast du hier noch was zu erledigen?«

»Nur der übliche Papierkram. Eine halbe Stunde vielleicht. Ich schließe dann ab.«

Nachdem ich wieder allein war, musste ich erst einmal eine rauchen. Ich war jetzt achtunddreißig Jahre alt, und die Vorstellung, mit meinem bisherigen Lebenslauf demnächst bei der Arbeitsagentur vorstellig zu werden, fand ich nicht besonders witzig. Gelernter Tischler, zwei Jahre Möbelfabrik, fünf Jahre Taxifahrer, zehn Jahre Einsteiger, Zusatzqualifikationen im Billard, Modellflugbau und Homerecording, darauf warteten die nur.

Ich hatte fast täglich in Wohnungen von Menschen zu tun, die arbeitslos waren. Dass mich das selber

einmal treffen kÃ¶nnte, hatte ich bislang weitestgehend verdrÃ¤ngt. Ich dachte noch kurz an Horsts Angebot mit der Teilhaberschaft, aber so viel Geld konnte ich unmÃ¶glich aufbringen. Mit meiner Familie war ich schon lange Ã¼ber Kreuz, auÃerdem hatten weder meine Eltern noch mein Bruder nennenswerte RÃ¼cklagen, und Marion kam schon gar nicht in Frage. Blieben die Banken. Allerdings wÃ¼rden die fÃ¼r einen entsprechenden Kredit Sicherheiten oder zumindest ein gewisses Eigenkapital verlangen wollen. Ãœber beides verfÃ¼gte ich nicht.

Mitten in die depressiv unter der Schreibtischlampe hÃ¶ngenden Rauchschwaden hinein meldete sich mein Handy.

Â»Ja?Â«

Â»Spreche ich mit Benno?Â«

Â»Ja, klar. Wer ist denn da?Â«

Â»Lennart, Frank Lennart. Du hattest mir eine Mail geschickt, wegen Louis Korda.Â«

Schlagartig zerstoben meine ZukunftsÃ¶ngste.

Â»Wegen Louis, ja, natÃ¼rlich. SchÃ¶n, dass Sie ... dass du so schnell zurÃ¼ckrufst.Â«

Frank Lennart lachte heiser. Â»Hey Mann, seit Jahren versuche ich was Ã¼ber Louis zu erfahren, und plÃ¶tzlich taucht aus dem Nichts heraus deine Mail auf. Kanntest du ihn denn auch von frÃ¼her, oder wie?Â«

Â»Ãœberhaupt nicht. Ich bin vor kurzem zufÃ¤llig auf seine Aufnahmen gestoÃten, das ist alles. AuÃerdem habe ich mich mit einer Frau unterhalten, mit der er frÃ¼her mal hier in Berlin zusammengewohnt hat. Ãœber sie bin ich dann auf dich gestoÃten.Â«

Â»Pass auf, Benno, von Berlin nach Hamburg ist es nur ein Katzensprung. Komm einfach morgen Nachmittag oder auch spÃ¤ter in unserem Studio vorbei. Ich wÃ¼rde dich gern persÃ¶nlich kennenlernen. Und bring auf jeden Fall die Aufnahmen mit, hÃ¶rst du? Ich selbst kann hier im Moment nicht weg, Ã¼bermorgen beginnt die Tour. Wir kÃ¶nnten uns dann eigentlich erst wieder in sechs Wochen treffen.Â«

Â»Aber morgen geht es leider nicht, unmÃ¶glich.Â«

Â»Hey Mann, es wÃ¤re mir echt wichtig, verstehst du? Ich bezahle dir auch die Fahrtkosten.Â«

Ich nahm einen tiefen Zug aus der Zigarette. Das Angebot, Louisâ€™ ehemaligen Mitmusiker persÃ¶nlich kennenzulernen war einfach zu verlockend.

Â»Also schÃ¶nÂ«, erwiderte ich. Â»Ich versuchâ€™s. Ich rufe dich in zwei Stunden zurÃ¼ck, okay?Â«

Â»Super, Benno, bis dann.Â«

Ich legte auf. ScheiÃe, dachte ich.

Im Korridor empfingen mich ein vollgepackter Trolley sowie eine aus allen NÃ¤hnen platzende Reisetasche. Marion war

Spiegel im Spiegel

Die ganze Nacht hatte eine drückende Hitze über der Stadt gelegen. Gleich nach dem Duschen hatte Paul sich eine Flasche Mineralwasser auf sein Zimmer bringen lassen und sich damit auf den Balkon begeben, dessen Schatten ein wenig Abkühlung versprach. An den Holztischen unten im Hof mischten sich die brigenden Hotelgäste mit den Anwohnern des Viertels zum Sonntagsbrunch. Bis in den Nachmittag hinein hatte er auf dem Balkon gesessen und dem Klappern des Geschirrs, den Gesprächssetzen und dem Lachen der Kinder zugehört. Er selbst hatte während seines Studiums in diesem Hof viele Stunden verbracht, Zeitung gelesen oder in den Seminarunterlagen geblättert. Seine damalige Wohnung lag nur wenige Straßen entfernt, gestern Abend erst war er mit dem Taxi daran vorbeigefahren. Als er letzten Monat die Einladung zu dem Kongress erhielt, hatte er sogar kurz überlegt, sich bei einem seiner früheren Kommilitonen einzurichten, der noch immer in dieser Gegend lebte. Aber er wollte als Fremder zurückkehren, so wie ihm diese Stadt all die Jahre, die er hier gelebt hatte, immer fremd geblieben war.

Als Paul am frühen Abend das Hotel verließ, hing ein bleiernes Grau über den Häuserdächern. Schon nach wenigen Minuten hatte es zu regnen begonnen, ein warmer, klebriger Regen, der kaum Abkühlung brachte und von einem bedrohlich klingenden Donnergrollen begleitet wurde. Einige Passanten eilten mit gesenkten Käppen an ihm vorbei oder hatten vorsorglich unter den Markisen der Cafés und Dinerbuden Schutz gesucht, die sich hier fast nahtlos aneinanderreihen. Paul dagegen ängstigte das nahende Unwetter nicht, fast kam es ihm vor wie eine liebgewordene Erinnerung, während er auf das hellerleuchtete Schild am Ende der Straße zuschritt.

Die Kneipe, in die er nach kurzem Zögern eintrat, war um diese Zeit noch fast menschenleer. Der einzige Gast war ein bäriger Typ, der über ein Glas Bier gebeugt Paul mit glasigem Blick musterte, als dieser sich an das andere Ende des Tresens setzte.

Es hatte sich nichts verändert. Die offenstehende Tür zum Keller, das verspiegelte Eckregal, der mit Aufklebern überzogene Kühlschrank, darauf eine Vase mit roten, schon leicht welken Rosen, alles war Paul noch vertraut. Als Alina mit einem Karton Weinflaschen die Kellertreppe hochkam, hätte er trotzdem ein Zögern, ein Staunen oder etwas Ähnliches erwartet. Stattdessen nickte sie ihm nur wortlos zu und verstaute die Flaschen ohne Eile in dem Kühlenschrank.

»Du warst lange nicht mehr hier«, sagte sie, als sie sich schließlich zu ihm umdrehte.

»Ein Jahr«, entgegnete Paul. Er fuhr sich mit einem unsicheren Lächeln durch die regennassen Haare.

»Ein Jahr?«, wiederholte Alina.

»Fast auf den Tag genau.«

Der Bärige bestellte mit misslicher Stimme ein weiteres Bier. Paul beobachtete im Eckspiegel, wie Alina ein Glas unter den Zapfhahn hielt und das Bier einlaufen ließ. Noch immer war dieses Linkische in Ihren Bewegungen, so als wollte sie damit klar stellen, dass dies hier nur einer dieser vorübergehenden Jobs war, bis sie etwas Besseres gefunden hätte. Auch sonst hatte sie sich kaum verändert. Die langen rotblonden Haare trug sie jetzt hochgesteckt, es stand ihr gut.

Ich mag es, wenn du mich so ansiehst.

»Und? Was möchten du trinken?«, fragte sie ohne aufzublicken.

»Nichts«, sagte Paul.

»Okay.«

Schweigend schenkte sie weiter ein. Aus den Augenwinkeln sah Paul, wie der Bärige kurz ihren Arm streichelte, als sie das Bierglas vor ihm auf den Tresen stellte. Ohne darauf zu reagieren, kehrte sie zu Paul zurück. An den Kühlenschrank gelehnt, steckte sie sich eine Zigarette an.

»Ich habe gehört, du bist in eine andere Stadt gezogen.«

»Nach Zürich, ja«, sagte Paul.

»Oh, ins Ausland sogar.«

Ihre Blicke trafen sich. Paul wünschte sich, etwas in diesem Blick zu erkennen, Neugier vielleicht, die Frage, wie es ihm gehe oder was er wieder in dieser Stadt mache. Aber da war nur dieses unverbindliche Lächeln, das sogleich erstarb, als sie wieder an der Zigarette zog.

»Wie läuft es zwischen dir und Olaf?«, fragte Paul. »Seid ihr noch zusammen?«

»Wir haben uns getrennt. Ende letzten Sommers schon.«

Olaf und ich streiten uns nur noch. Es ist furchtbar ... Ja, vielleicht hat es auch mit dir zu tun.

»Und die Wohnung?«

»Ich habe sie behalten. Olafs Zimmer habe ich an eine Studentin vermietet. Wir kommen ganz gut klar.«

Ein Handy fiepte. Alina griff hinter sich, schaute auf das Display und verschwand im Durchgang zum Keller. Paul hörte ihre gedämpfte, von einem verschworenen, fast mädchenhaften Lachen unterbrochene Stimme. In dem Spiegel konnte Paul sehen, wie der Bartige das fast noch volle Bierglas von sich schob und schwankend zum Ausgang ging.

Hier sind viele in mich verliebt, das ist einfach so.

Noch während die Tür zufiel, kehrte Alina wieder an den Tresen zurück. Wortlos kippte sie das stehengelassene Bier in den Ausguss. Erst jetzt fiel Paul auf, wie still es hier war. Früher war immer Musik gelaufen, die ersten Male war er sogar nur wegen der Musik gekommen.

»Möchtest du wirklich nichts trinken? Ich habe noch eine angebrochene Flasche von meinem Geburtstag.«

»Nein danke,«, sagte Paul.

Alina öffnete den Kühlschrank und schenkte sich ein Glas Sekt ein.

Am liebsten wäre ich an meinem Geburtstag mit dir allein. Pass auf, ich werde mir was überlegen und dich dann anrufen, okay?«

»Hattest du damals eigentlich mein Geschenk bekommen?«, fragte Paul.

Alina hob fragend die Augenbrauen. »Dein Geschenk?«

»Eine CD. Ich hatte sie hier abends vorbeigebracht, nachdem wir an diesem Nachmittag telefoniert hatten.«

»Ach so, die CD. Ja, ich erinnere mich.« Alina nahm einen Schluck Sekt und deutete auf das Eckregal. »Die wird bestimmt dort irgendwo noch liegen. Der Geburtstag letztes Jahr warbrigens eine Katastrophe gewesen. Olaf war betrunken, und Cora hatte dauernd nach dir gefragt. Du kennst ja Cora.«

Natürlich habe ich Cora von uns erzählt. Ich kann so etwas nicht geheim halten. Olaf hat doch auch eine Geliebte. Jeder weiß das.

»Ich bin Olaf am Tag nach deinem Geburtstag hier begegnet,«, sagte Paul. »Ich wollte dich sehen, aber du warst nicht da. Er hockte die ganze Zeit neben mir und hatte sich mit irgendeiner Frau über uns beide lustig gemacht.«

»Ich weiß, Olaf konnte echt fies sein.«

Durch die Fensterfront zuckte ein Blitz, unmittelbar gefolgt von einem lauten Donner. Alina trat hinter dem Tresen hervor und ging zur Tür.

»Das wird bestimmt ein ruhiger Abend. Wenn es gewittert, wird es meistens ein ruhiger Abend.«

Ich mache heute früher Schluss. Möchtest du, dass ich nachher noch mit zu dir komme?

Alina blickte eine Weile lang schweigend aus der geöffneten Tür. Durch das laute Prasseln des Regens zuckte ein weiterer Blitz. Sie ließ die Tür zufallen und kehrte zurück zum Kühlschrank. Erst jetzt nahm Paul ihr Parfum wahr. Es war der gleiche, süßliche Duft, der ihn auch gestern auf dem Podium während dieser Konferenz gestreift hatte. Die Referentin war eine ältere, unattraktive Frau gewesen, aber nachts, in seinem Traum, war diese Frau plötzlich zu Alina geworden. Und als er aufwachte, war es ihm nicht mehr möglich gewesen, diesen Traum aus seinen Gedanken zu verdrängen.

Pauls Augen wanderten zu dem CD-Regal.

»Du sagtest, du hättest die CD hier, die ich dir geschenkt hatte. Ich würde sie gerne hören, wenn es geht.«

»Klar geht das.«

Ja, leg ruhig eine andere Musik auf. Wir sind ja unter uns.

Alina holte einen Schuhkarton vom Eckregal, in dem sich wahllos CDs stapelten. Paul erkannte das Cover sofort, ein monochromes Hellblau.

»Ich habe sie ehrlich gesagt noch nie gehört,«, sagte Alina, während sie die Scheibe in den Spieler schob.

Einzelne, fast bruchstückhafte Klaviertöne. Dann das leise Singen einer Violine, als umarmte sie

die sprÃ¶den TÃ¶ne des FlÃ¼gels. Alina lehnte sich mit verschrÃ¤nkten Armen an den KÃ¼hlschrank und blickte stumm zu Boden.

Paul erinnerte sich an den Tag, als er nach dem BewerbungsgesprÃ¤ch die CD zufÃ¤llig in einem ZÃ¼richer Plattenladen entdeckt hatte. Das GesprÃ¤ch war gut gelaufen, sehr gut sogar. Er erinnerte sich, wie er sich wÃ¤hrend der langen Bahnfahrt beim AnhÃ¶ren der CD vorgestellt hatte, wie er Alina fragen wÃ¼rde, ob sie mit ihm nach ZÃ¼rich ziehen wÃ¼rde. Sie wusste nichts von dem BewerbungsgesprÃ¤ch, es sollte eine Ãœberraschung sein. Und als er wieder zu Hause eintraf, war er sich sicher gewesen, dass sie Ja sagen wÃ¼rde.

Ich habe diesen Job und alles hier allmÃ¤hlich satt. Sag, hast du nicht eine Idee? Irgendeine andere Stadt vielleicht?

Paul griff nach dem Case. Arvo PÃ¤rt, las er. Alina.

Wie lange hatte er damals auf dieses Cover gestarrt, wieder und wieder. Es war nicht nur der Zufall der Namensgleichheit, nein, es schien ihm, als wÃ¤re die Musik nur fÃ¼r ihn und seine Liebe komponiert worden.

Spiegel im Spiegel, lautete der erste Titel.

Â»Warum hast du dich danach nicht wieder gemeldetÂ«, fragte Paul. Â»Wenigstens ein Mal noch.Â«

Â»Warum ich mich nicht gemeldet habe? Wozu?Â«

Â»Ich hÃ¤tte nur eine ErklÃ¤rung gebrauchtÂ«, sagte Paul.

Alina lachte. Â»Eine ErklÃ¤rung wofÃ¼r?Â«

Ihr Intellektuellen seid schon komisch. irgendwie mÃ¼sst ihr fÃ¼r alles eine ErklÃ¤rung haben.

Â»Eine ErklÃ¤rung fÃ¼r dein Verhalten, deine GleichgÃ¤ltigkeit. Wir waren damals fast jede Nacht zusammen, wir hatten PlÃ¤ne gemacht, hast du das alles vergessen? Hast du eigentlich eine Ahnung, wie beschissen es mir gegangen ist, nachdem du an diesem Nachmittag einfach so aufgelegt hattest? Wie unglaublich beschissen?Â«

Die sich stÃ¤ndig wiederholenden Motive der beiden Instrumente hatten an IntensitÃ¤t zugenommen. Paul sah sich und Alina in diesem Spiegel, und er hatte plÃ¶tzlich nur noch den Wunsch, sie in den Arm zu nehmen, sie zu fragen, ob er hier auf sie warten sollte, ob sie nachher mit zu ihm kommen wollte, in sein Hotelzimmer, in sein Bett. Wie damals, als er all diese vielen Stunden hier auf sie gewartet hatte, nur um einige wenige mit ihr zu teilen.

Die Musik brach ab. Alina legte die CD zurÃ¼ck in die PlastikhÃ¼lle.

Â»Sorry, aber ich kann mit diesem Geklimper echt nichts anfangen. Wir beide sind einfach zu verschieden. Ich bin nicht wie du, warum kapierst du das nicht?Â«

Es ist aus, hÃ¶rst du? Aus.

Paul fÃ¼hlte, wie er wie damals vor einem Jahr von einer Welle aus Verletztheit und Wut Ã¼berschwemmt wurde. Wie sich seine HÃ¤nde um das Tresenholz klammerten in dem BemÃ¼hen, sich vor dem Abgrund zu schÃ¼tzen, einem Abgrund, der sich seit seinem gestrigen Traum wieder vor ihm aufgetan hatte.

Ohne sich noch einmal nach ihr umzudrehen, ging er zur TÃ¼r.

Â»Machâ€™s gutÂ«, hÃ¶rte er Alinas Stimme hinter sich rufen. Â»Und lass dich ruhig mal wieder blicken.Â« Das Gewitter war weitergezogen, auch der Regen hatte aufgehÃ¶rt. Paul sog die Luft in die Lungen. Es war kÃ¼hler geworden, viel kÃ¼hler. Er wÃ¼rde noch etwas essen, ein Glas Wein trinken und morgen Mittag zurÃ¼ck nach ZÃ¼rich fliegen. Und vielleicht wÃ¼rde er noch ein Geschenk fÃ¼r Judith einkaufen. Eine CD vielleicht, dachte er, wÃ¤hrend er die StraÃŸe Ã¼berquerte.

Der Weg ist das Ziel (People who have Problems)

»Many has changed, you know.« Der alte Panagiotis lehnt sich mit verschränkten Armen in seinem Stuhl zurück und blickt seufzend auf die papierene Tischdecke, die Anna gerade zwischen uns ausgebreitet hat und die sie nun mit einigen Klammern an den Tischkanten befestigt. Die Oberfläche ist mit einer von lustigen Delphinen umschwärmt, bunten Karte von Ikaria bedruckt, die für Touristen interessanten Orte sind als rote Punkte eingezeichnet. Sogar der Flecken, in dem ich gleich mein erstes griechisches Frühstück nach acht Jahren einnehmen werde, wurde berücksichtigt. Ja, es hat sich wirklich vieles verändert, denke ich.

1986, als ich diese in der Ostgäxis gelegene Insel zum ersten Mal betrat, war das einem Zufall zu verdanken gewesen. Mein Freund Peter und ich hatten bereits drei Wochen Inselhopping hinter uns, nun wollten wir von Samos kommend nach Naxos und von dort weiter nach Amorgos. Doch dann hielt ein Sturm unsere Fahrt über Nacht im Hafen von Ikaria fest. Als auch am Morgen das Wetter nicht besser wurde, beschlossen wir, es eben hier zu versuchen. Viel mehr als den Namen der Insel, und dass Mikis Theodorakis einige Jahre auf Ikaria in der Verbannung gelebt und ein ziemlich düsteres Lied über diese Zeit geschrieben hatte, wussten wir nicht. Im Kafenion am Hafenkai von Agios Kirikos hatten wir dann einen Engländer kennengelernt, der uns von einem im Nordwesten gelegenen Ort namens Nas berichtete und davon, dass er dort ganze zwei Monate lang am Strand gepennt hatte: »No problem.« Das gefiel uns.

Am späten Abend dieses ersten Tages erreichten wir eine aus breiten Sandstränden bestehende Bucht, an die sich ein archaisch zusammengewürfelter Haufen schmiegt. Die Fahrt von Agios Kirikos nach Armenistis hatte fünf Stunden gedauert und uns über zwei Bergketten gefahren, die der altersschwache Bus nur im Schritttempo zu bewältigen gewusst hatte. Der Busfahrer gab uns zu verstehen, dass hier Endstation war. Als wir ihn nach Nas fragten, grinste er nur abfällig und deutete auf einen von der Straße abzweigenden, ungepflasterten Weg: »Five Kilometers.«

Nachdem wir die letzten Häuser von Armenistis hinter uns gelassen hatten, war es endgültig finster geworden. Der sich in unzähligen Kurven und einem stetigen Auf und Ab entlang der Kästenbrandung schlängelnde Weg war in einem derart schlechten Zustand, dass sowohl Peter als auch ich alle paar Meter ins Stolpern kamen, und gleichzeitig schien dieser Weg kein Ende zu nehmen. Nach etwa einer Stunde Herumgestolpere wäre ich am liebsten wieder umgekehrt, und gerade als ich diesen Vorschlag äußern wollte, tauchte aus dem Nichts ein schwacher Lichtschein auf. Das Special Omelett, das Anna mit einer lakonischen Geste auf die Papiertischdecke bugsiert, war ursprünglich eine Eigenkreation von einem aus der Provence stammenden Kunstmaler gewesen, der im ersten Jahr eine Zeitlang neben uns am Strand geschlafen hatte. Das Rezept ist denkbar einfach: Auf drei bis vier Eiern besteht es aus fast allem, was die Gegend hier so hergibt, von Schafskäse und Speck über Tomaten, Auberginen, Zwiebeln und Oliven bis hin zu ganzen Knoblauchzehen. Hatte der Franzose anfangs noch skeptische Blicke geerntet, wurde dieses Omelett recht schnell zu einem kulinarischen Renner in Nas, sättigte es doch locker bis zum Abendbrot und kostete damals obendrein fast nichts.

Anna, die 1986 noch ein kleines Mädchen gewesen war, wartet, bis ich die ersten Bissen probiert habe. »Is it okay?«, fragt sie mit einem kecken Lächeln. Sie hat es selbst zubereitet, vielleicht auch deswegen, weil ich mich in einem der Zimmer ihres Ehemanns Dimitris einquartiert habe. »Perfect,« erwidere ich kauend.

Nas stellte sich als genau das heraus, was Peter und ich auf unserer ersten Griechenlandtour gesucht hatten: Ein abgeschiedener Ort mit einer malerisch gelegenen, zangenförmigen Meeresbucht, in die ein kleiner Fluss mündete, zwei Tavernen sowie einem Kramladen. Auch die Bevölkerung war überschaubar. Auf einigen verschrobenen Alten und den Familien, die die Tavernen und den Laden bewirtschafteten, bestand sie aus gut zwei Dutzend am Flusslauf oder am Strand campierenden Rucksackfreaks, Leute aus allen Teilen der Welt, mit denen man tagsüber Backgammon oder Karten spielte, abends den bitteren, nach Kräutern schmeckenden Ikaria Grassi trank und nachts in die Schlafsäcke gehüllt und den Sternenhimmel der Ägäis vor Augen über die Existenz von Gott philosophierte. Bereits im Jahr darauf verbrachte ich hier fast die gesamten Semesterferien, und auch in den folgenden Jahren waren vier Wochen das Minimum. Nas war in diesen Jahren zu meiner

zweiten Heimat geworden, und bis Ä¼ber die Mitte der Neunziger hinaus schien der Ort sich dabei beharrlich jeder Veränderung zu widersetzen, selbst nachdem irgendwann eine Schweizerin eines der halbfertigen Häuser am Berghang gekauft und zu einer Sanyassin-Herberge gemacht hatte. Die zumeist in Orange gewandeten äžNeuenäœ, die bald darauf in Nas auftauchten und abends unten am Strand im Schein von Fackeln um die Ruinen eines der Gttin Artemis geweihten Tempels hockten, waren als Gruppe zwar anstrengend, einzeln aber durchaus liebenswert. Unter den Einheimischen galten sie trotzdem nur als die »People who have problems«.

Während ich Annas spezielles Omelett verspeise, erzählt mir Panagiotis, was hier in den letzten acht Jahren so alles Wunderliches geschehen ist. Dabei sind seine Berichte eher Kommentare dessen, was ich seit meiner Ankunft am gestrigen Abend mit eigenen Augen sehen konnte. Die Anzahl der Tavernen hat sich verdoppelt, den Ortseingang flankieren zwei terassenförmige Pensionen, eine davon mit einem kitschigen Springbrunnen vor dem Eingang, und zum Strand hinunter fällt statt jenes halsbrecherischen Eselpfads von damals nun eine akkurat gemauerte Treppe. Unten angekommen, wird man von drei Schildern empfangen: Nacktbaden verboten, Campen verboten, Baden bei hohem Wellengang verboten, das Ganze viersprachig, auch in Deutsch. Als ich diesen Morgen kurz nach Sonnenaufgang schwimmen war, bauten bereits eine Handvoll Holländer ihre Liegestühle auf, und zwar an der schattigsten Stelle, genau dort, wo ich 1987 fast zehn Wochen lang meinen Schlafsack liegen hatte.

Während ich den letzten Bissen des Omeletts mit einem Schluck Frappé herunterspülle, setzen sich an einen der Nebentische zwei junge Griechen und klappen einen Kasten auf, allerdings kein Backgammonspiel, sondern einen Laptop. »Yeah«, brummt Panagiotis und schiebt seine weiße Schirmmütze tiefer in die Stirn. »Now in Nas we make big money.«

1998, bei meinem letzten Urlaub auf Ikaria, war es ein in EU-Blau gehaltenes Schild gewesen, das mir am Ortsausgang von Armenistis auffiel. Unter dem Sternenring stand da zu lesen, dass der Weg von Armenistis nach Nas mittels EU-Fördergeldern asphaltiert würde. Als ich abends Annas Vater Kostas darauf ansprach, strahlte er. Füür den Ort wäre der Bau dieser Straße ein Segen, kündneten nun endlich auch die vielen Touristen aus Armenistis einen Abstecher nach Nas machen, auch für Taxis oder Busse sei das dann kein Problem mehr. Klaus aus Stuttgart, einer der People who have problems, der unserem Gespräch zugehört hatte, meinte daraufhin mit prophetischer Miene, dann wäre die »Magic« hier wohl bald vorbei. Kostas hatte ihn nur verständnislos angesehen, und ich konnte seine Reaktion sogar verstehen. Besonders viel hatten er und seine Familie an mir und den anderen »Nassies« nämlich wirklich nicht verdient, noch nicht mal halbwegs Griechisch hatten wir in all den Jahren gelernt. Noch vor meiner Abreise waren dann die ersten Bagger aufgetaucht.

Panagiotis fragt, ob er mich nach Armenistis mitnehmen soll. Er will noch ein paar Sachen für sein Haus oben in Christos besorgen, jenes Haus, an dem er herumwerkelt, seit er Pensionär ist und wir uns das erste Mal begegnet sind. Wie viele Ikarianer ist er früher zur See gefahren.

Ich Ä¼berlege, ob ich sein Angebot annehmen soll, lehne dann aber ab. Dabei habe ich heute tatsächlich noch vor, Armenistis aufzusuchen, aber das will ich zu Fuß erledigen, wie die unzähligen Male zuvor, die ich diesen Weg gegangen war, in der Mittagshitze und tief in der Nacht, durstig und betrunken, verliebt und verlassen. Denn dieser Weg gehörte in meinen Erinnerungen ebenso zu dieser Insel wie die Menschen, die Landschaft und das Meer, weil er all die Jahre ein zwar anstrengender aber auch ehrlicher Zuhörer meiner Gedanken gewesen war. Doch die EU-Gelder haben ihn gezögert, haben aus ihm eine Schnellstraße gemacht, vor allem aber haben sie ihn seiner Wächterfunktion beraubt gegenüber diesem einstmals verwunschenen Flecken am Rande Europas. »How long will you stay here«, fragt mich Panagiotis zum Abschied. Ich zucke mit den Achseln und werfe einen Blick zum Strand hinunter, der inzwischen von bunten Sonnenschirmen gesprenkelt ist. Eine gute Frage, denke ich, das wird ein echtes Problem. Panagiotis und ich verabreden uns dann noch für später zum Backgammon.

Nach einer Weile kommt Anna an meinen Tisch und räumt das Frühstücksgeschirr weg. Zuletzt knüllt sie die Papiertischdecke mit der Karte von Ikaria zusammen und lässt sie in einer blauen Plastiktonne verschwinden.

»No wash«, lacht sie.

Der Roman

Als ich an jenem Novemberabend in meine Stammkneipe einkehrte, war ich trotz des miesen Wetters bester Stimmung. Die Arbeit an meinem Ro-man ging flott voran, auch sonst machte das Leben wieder Sinn, denn inzwischen konnte ich an den vergangenen Sommer in Griechenland zurückdenken, ohne sofort in einem Jammertal zu versinken, das sich schon morgens mit Rotwein aufzufüllen begann. Ein Freund, der mein Elend nicht länger mit ansehen konnte, hatte mich dann auf die Idee mit dem Roman gebracht. Und tatsächlich war das Schreiben zu einem Ventil für meinen Liebeskummer geworden, ja mehr noch: Zu einer subtilen Art der Sublimierung, die man auch Abrechnung nennen konnte.

An diesem besagten Abend befand ich mich bereits in der zweiten Hälfte des Romans. Die Kapitel, die nun folgten, würden die subtilsten überhaupt werden und wollten wohl überlegt sein. Dazu war diese Kneipe bestens geeignet. Anders als die Abgeschiedenheit meines Schreibtischs wirkte sich das verlebte Ambiente ebenso inspirierend aus wie manche der Gäste, die schon zum Inventar gehörten, als die Kneipe noch zum konspirativen Treffpunkt der studentischen Weltrevolution in diesem ehemaligen Arbeiterquartier zählte. Außerdem konnte man hier stunden-lang seinen Gedanken nachhängen, ohne von der Bedienung mitleidige Blicke zu ernten. Ich rutschte also an das Ende des geschwungenen Tresens, bestellte einen doppelten Espresso und starrte auf die sich unter dem Halogenspot verzwebelnden Rauchschwaden meiner Zigarette.

Oh ja, es würde ein großer Roman werden, das war klar, mit einem furiosen Finale, ganz im Stil klassischer griechischer Tragödien. Am Ende stand mein Protagonist als strahlender Odysseus da, seiner Gegen-spielerin dagegen war das Schicksal eines weiblichen Sisyphos beschieden, die auf ewig ihrer verschmachten Liebe nachtrauern würde. Und natürlich wäre dieser Roman weitaus mehr als nur die Geschichte einer Urlaubsafäre. Gesellschaftlich gesehen demonstrierte er den Triumph des klaren, man könnte auch sagen, männlichen Verstandes über die weibliche Intuition, jene unter Feministinnen viel gepriesene Eigenschaft, die ich zwischen den Zeilen gnadenlos als esoterischer Hokusokus entlarven würde.

Während ich in kreativem Hochgefühl in die Rauchschwaden starrte, rief ich mir als kreative Einstimmung auf die folgenden Kapitel einige Details bereits geschriebener Szenen ins Gedächtnis zurück. Da war zum Beispiel die kleine Buddhafigur auf dem Nachttisch, vor dem man erst stundenlang meditieren musste, bevor man sich in tantrischen Verrenkungen auf die Suche nach göttlicher Ekstase machte. Oder das Epigraph auf dieser alten Tempelruine, das angeblich von Aphrodite höchstpersönlich hineingemessen worden war, und für dessen Anblick man zuvor stunden-lang in glühender Mittagssonne über Gerüllhängen klettern musste. Zwischendurch fielen mir noch einige Dialoge ein, in denen vehement um die Bedeutung von Horoskopen und Sternzeichen gestritten wurde. Und fast schauderte es mir ein wenig, was mein Held wegen dieser Frau alles durchleiden musste, als mir plötzlich völlig aus dem Nichts heraus der Titel eines Romans von Milan Kundera durch den Kopf schoss: Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins.

Dieser Titel kreiste daraufhin wie ein verirrtes Mantra durch meine Gedanken, und je mehr ich ihn abzuschütteln versuchte, umso penetranter drängte er sich mir auf. Dabei konnte ich kaum noch den Inhalt errinnern, so viele Jahre war es her, dass ich ihn gelesen hatte. Verstohlen blickte ich mich um, ob nicht zufällig gerade jemand in diesem Buch blätterte, was ich unbewusst vielleicht registriert haben könnte. Doch die Kneipe war noch genau so spärlich besucht wie bei meinem Eintreten, außer dass sich unweit von meinem Platz inzwischen ein älteres Paarchen an den Tresen gesetzt hatte. Ich kannte die beiden vom Sehen her, Ot-tensener Akademikerbohème, wie viele der Stammgäste, und auch dies-mal beschrankte sich unsere Begegnung auf ein stummes Zunicken. Von Kundera aber fehlte weit und breit jede Spur.

Ich versuchte also weiter, mich wieder auf meinen eigenen Roman zu konzentrieren, doch immer neue Fragmente aus Kunderas Geschichte tauchten in meinen Gedanken auf, so dass ich meinen Widerstand endlich aufgab und anstatt ins sonnige Griechenland tief in den wolkenverhangenen Prager Frühling eintauchte. Und allmählich dämmerte mir, dass da eine gewisse Analogie zwischen unseren beiden Romanen bestehen muss-te, etwas, das für meine Schlusskapitel vielleicht von elementarer Bedeutung sein könnte. Außerdem galt Kundera als Meister der geschliffenen Satire,

auch das mochte ein mÄ¶glicher Grund fÄ¼r mein Unterbewusstsein sein, mir diesen Streich zu spielen. Ich setzte also aus den Fragmenten nach und nach weitere Szenen des Romans zusammen, was mir sogar erstaunlich gut gelang, obwohl mir die tiefere Bedeutung fÄ¼r mein eigenes Werk immer noch nicht recht aufgehen wollte.

Mitten in meine Versenkung hinein drang ein entschuldigendes RÄ¤uspern. Die Frau, die sich vor etwa einer viertel Stunde mit ihrem Freund an den Tresen gesetzt hatte, bat mich um mein Feuerzeug. Als ich es ihr reichte, fiel mir auf, dass sie mich trotz ihres fortgeschrittenen Alters irgendwie an meine Romanheldin erinnerte, der in KÄ¼rze ein so trauriges Ende beschieden sein wÄ¼rde. Jedenfalls war meine Konzentration dahin, und ich beobachtete aus den Augenwinkeln, wie sich die Frau ihre Zigarette ansteckte und sich anschlieÃŸend ihrem Freund zuwandte.

Â»Sag mal, kennst du die UnerklÄrliche Leichtigkeit des Seins?Â«, fragte sie.

Â»Den Film? Na klar.Â«

Die Frau kniff fragend ihre Augenbrauen zusammen. Â»Einen Film? Nicht ein Buch?Â«

Â»Auch mÄ¶glich. Wie kommst du eigentlich darauf?Â«

Â»Du, ich weiÃŸ nicht, aber ...Â« Sie wedelte mit den HÄ¤nden Ã¼ber den Tresen. Â»Das schwirrt hier irgendwo herum.Â«

Ich fing den leicht genervten Blick ihres Freundes auf. Es schien ihm peinlich zu sein, dass ich das Gespräch mitverfolgen konnte.

Â»Was schwirrt herum?Â«, fragte er.

Â»Na, die UnerklÄrliche Leichtigkeit des Seins.Â«

Â»Du und deine Wahrnehmungen mal wieder. Ãœberhaupt: HeiÃŸt es nicht eigentlich die Unerträgliche Leichtigkeit des Seins? Die Unerträgliche, nicht die UnerklÄrliche. Ja sicher.Â«

Die Frau starrte einen Moment ins Leere und drehte sich zu mir, und das mit einem Blick, als wÄ¤ren wir schon lange vertraut.

Â»HeiÃŸt es nun die unerträgliche oder die unerklÄrliche Leichtigkeit des Seins?Â«

Â»Die UnerklÄrlicheÂ«, entgegnete ich todernst.

Â»Siehst du?Â«, sagte sie und wandte sich mit einem triumphierenden Nicken wieder ihrem Freund zu, der sich seufzend zurÃ¼cklehnte und einen tiefen Schluck aus seinem Bierglas nahm.

Was anschlieÃŸend folgte, war Schweigen. Das Thema schien ihnen irgendwie den Abend verhagelt zu haben. Kurz darauf gingen sie.

Ich aber bestellte mir ein Glas Rotwein, das erste, seit ich vor Ã¼ber zwei Monaten mit dem Schreiben begonnen hatte. Und es sollte an diesem Abend nicht mein letztes bleiben. Klar, dass aus dem Roman nichts wurde.